9/87

Konkret

MAGAZIN FÜR POLITIK UND KULTUR

HEFT 9 SEPTEMBER 1987 6,- DM C 4143 E

Nazi-Kinder rechnen auf Blackout grüner Mütter

Den schickt er in die weite Welt

Rechte Menschen, Menschen-Rechte

Konkret

in konkret September 1987

Von Konkret

Buch des Monats: Trauerverweigerung und Verdrängung von Detlef zum Winkel

Über Margarete Mitscherlichs Aufsätze zur »Erinnerungsarbeit«

An Konkret

Rechte Menschen, Menschen-Rechte von Hermann L. Gremliza

Abschied von Maria und Augusto von Willi Huismann

Wenn Chiles Diktator Augusto Pinochet mal wieder eine öffentliche Streicheleinheit braucht, dann bestellt seine Frau das Frauenwerk zum Jubeln auf die Straße. Das sind dann die Frauen, die jene Ordnung lieben, die Pinochet verkörpert. Aber auch der Widerstand gegen diese Ordnung wird mehr und mehr von Frauen getragen. Halten sich die einen für apolitisch, so bestehen die anderen darauf, politischer Faktor zu werden.

»Wir schleppen ein schwarzes Kästchen« von Chilenische Emigranten

Zwei chilenische Emigranten schildern, wie es war, als sie von Pinochets Leuten »unfein behandelt« wurden. Damit Strauß sie nicht melden kann, haben wir ihre Namen geändert. Auch die Interviewerin heißt sicherheitshalber nur: ***

Jeder Schuß ein Treffer von Andreas Herzau

Nicht nur mit Gewehren, auch mit Kameras wird geschossen. Die Ähnlichkeiten sind groß in Aussehen, Anwendung und Wirkung. Feindaufklärung. Feindvernichtung. Krieg. Er hat schon begonnen. In Kaufhäusern, Bahnhöfen, Schalterhallen, auf Straßen und bei Demonstrationen. Der Feind ist überall. Jeder soll sich als Feind fühlen. Und wer es nicht will, der ist gerade deshalb einer

Ausgezählt von Martin Kutscha

Das Volk wird immer noch ausgezählt. Doch die Bereitschaft des Volkes zur Mitarbeit hält sich in Grenzen. Volk stellt sich dumm. Die Volkszähler schließen daraus, daß die Fragen zu schwer für das Volk seien. Sie haben sich auch diesmal getäuscht.

Mit Spalterflagge und Becherhymne für Pieckistan von Michael Schilling; Klaus Körner

Erich Honecker kommt. Ein Musikkorps der Bundeswehr spielt die DDR-Hymne, vor dem Kanzleramt weht die DDR-Fahne, wenn das Staatsoberhaupt der DDR in der Bundeshauptstadt empfangen wird. Sieht ganz so aus, als ob es die DDR wirklich gäbe. Wie hat es bloß dahin kommen können? Michael Schilling und Klaus Körner (Dokumentation) präsentieren Fundstücke einer Ausgrabung

Tod, wo ist dein Seller? Zweiter Teil von Günter Amendt

Mit Aids leben von Heike Wilms-Kegel

Die Grünen und die Politik mit der Seuche

Der Hakenkreuzzug von Uta Ranke-Heinemann

Der Vatikan und die bundesdeutschen Bischöfe sind erfahren im Kampf gegen den gottlosen Bolschewismus, der mit Gottes und Hitlers Hilfe schon einmal zur Strecke gebracht werden sollte. Der katholische Kreuzzug geht auch nach 45 Jahren weiter. Allein die Partner sind nicht mehr ganz die gleichen

»Hier ergibt sich niemand« von Harald Irnberger

Militärisch ist die Contra in Nicaragua geschlagen. Übrig geblieben sind kleine Terrorbanden. Die Niederlage dieses Söldnerheeres ist zugleich der Sieg Nicaraguas beim Aufbau einer Armee, deren Struktur nicht vergessen läßt, daß es die Guerilla war, die Somoza vertrieb.

Magazin

Platzanweiserin von Dietrich Kuhlbrodt

Bücher von Matthias Altenburg

Der begnadete Nachwuchs von Peter Körte

Die Normalisierung der deutschen Geschichte kommt voran. Diesmal sind es die Spätgeborenen, die mit ihren Nazi-Eltern abrechnen. Der Verlauf der Debatte zeigt, daß die Verständigung zwischen den Generationen noch immer ganz gut klappt. Wie schon die Täter verstehen sich auch die Kinder der Täter zunächst einmal als Opfer

Der Führer schenkt den Juden ein Ghetto von Klaus Haase

Deutsche Soldaten und Touristen fanden es während des Krieges spaßig, gaffend durchs Warschauer Ghetto zu flanieren, um schnappschüsse zu machen vom jüdischen Elend für die Lieben daheim. Als »erstaunliche Ausnahme« von dieser Regel wird jetzt eine Foto-Dokumentation angepriesen »unvoreingenommen, positiv, sogar mit Sympathie für die Bevölkerung«. Die Bilder stammen von der Propaganda-Kompanie der Nazis und dokumentieren nur eines: den Willen zur Fälschung

Der Europäer ist kulturhungrig und eine Heimsuchung von Michael Scharang

Ein österreichischer Schriftsteller fliegt nach Amerika. Im Handgepäck: die Lieblingsvorurteile des fortschrittlichen Menschen. Seine Empfehlung: Nackenhaare aufrichten

Sexuelle Artung auf kulturellem Niveau von Günter Amendt

Vielleicht sollte man sich einfach damit zufrieden geben, daß nun auch in der DDR ein populärwissenschaftliches Buch erschienen ist, dessen Autor nichts anderes will als »Homosexuellen den Rücken stärken«.

Es klärt auf von Günter Amendt

Die DDR schafft Homosexualitätsgesetze ab

Lernprozeß im Leckerland von Franz Lerchenmüller

Die Frage ist: Wurmstichige Möhren und welke Kartoffeln oder ein Beistelltischchen für die Tortellini? Die Antwort fällt wie ein Soufflé zusammen.

Der Kritiker als Defätist von Wolfgang Pohrt

Vor einem halben Jahr starb der Journalist Christian Schultz-Gerstein. Er war ein vom Literaturbetrieb innig gehaßtes Ärgernis. Kaum einer hat auf seinen Tod reagiert. Eine Auswahl seiner Essays und Polemiken, mit denen er für Verstimmung bei den Zeitgeistern und Kulturplagen sorgte, ist jetzt erschienen

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Blackout grüner Mütter von Ingrid Strobl

»Das Müttermanifest« versucht den Feminismus zu liquidieren. Eine Frau soll erst als Mutter zum vollwertigen Menschen werden. Ingrid Strobl schreibt gegen diesen Verrat an

Es geht auch anders, doch so geht es auch von Michael Kunitzsch

Über den Dichter als Sozialpartner

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 09/87, S. 4

Von Konkret

1. Die erste Auflage des Sammelbandes »30 Jahren Konkret« aus dem Konkret Literatur Verlag ist verkauft, die ersten Rezensionen sind erschienen. In »Spex«, der rotzig-trotzig-intelligenten Musikzeitschrift, schreibt Diedrich Diederichsen:

»30 Jahre KONKRET« enthält Faksimile-Reprints ausgewählter Artikel, umgeben von den Original-Anzeigen und -Leserbriefen etc., fünf bis zehn pro Jahrgang, aus drei verschiedenen Epochen dieser neben der »Marxistischen Studenten Zeitung« letzten linken Publikation von Rang und/oder Bedeutung... So tobt im politischen Teil die Brillanz einer Ulrike Meinhof oder eines Hermann L. Gremliza, dessen Leitartikel schon alleine die KONKRET der letzten dreißig Jahre zur Pflichtlektüre machten, während im Kulturteil, in vergreister linker Spießigkeit, die sich weigert, ihren Gegenstand überhaupt zu untersuchen, bevor sie ihre berechenbaren Verdikte fällt, jeder Raunzer des späten Bob Dylan über Prince gestellt wird...

Mit anderen Worten. diese Zeitschrift ist über zehn Jahre mindestens der einzige Ort in dieser Republik gewesen, an dem bestimmte Wahrheiten gesagt wurden, immer aber um den Preis, daß man grauenhaft links-sentimentale Sätze wie»Sanft war er, sanft wie alle echten Radikalen« (Biermann über Dutschke) mitlesen mußte...

Zu den wirklich radikalen, zeitgenössischen kulturellen Bewegungen hatte die Zeitschrift keinen Kontakt, weder zu Fluxus, noch zu Situationismus, Punk-Rock etc Die aus schlechtem Gewissen, Einsicht, Abscheu oder welchen Motiven auch immer eingestreuten, isolierten Texte zu diesen Themen geben keinen Sinn ohne den Zusammenhang gewisser kontinuierlicher, anteilnehmender Berichterstattung über den kulturellen Ort, dessen politisches Äquivalent KONKRET seit Jahren so beeindruckend verteidigt.

In der »Kölner Illustrierte«, nachgedruckt im »Plärrer«, schreibt Volker A. Zahn:

Doch hat es nicht nur die Mächtigen irritiert, daß KONKRET auf dem Klassencharakter der BRD ebenso beharrt wie, logisch, auf der Feststellung, die gegebene freiheitlich-demokratische Grundordnung sei nichts anderes als »die am wenigsten unerträgliche Form der Kapitalherrschaft«. Auch die Linke oder was, als politischer Widerstand ausgewiesen, sich links wähnt, hat seine Schwierigkeiten mit grundsätzlichen Begriffsbestimmungen und also mit KONKRET. In einer Zeit, in der sich das politische Bewußtsein am Bequerelgehalt der Luft orientiert, da Energiesparprogramme als oppositionelle Manifeste gehandelt werden, da der aufrechte Gang im gruppenweisen Aussitzen und Ausschwitzen von Problemen und Problemchen zügig verludert, da, endlich, die politische Integrität einer Zeitschrift an der Minderwertigkeit des Papiers bemessen wird, in dieser Zeit des schwer wütenden katholischen Ganoventums hat sich KONKRET durch seine (mitunter provokant-polemisch formulierte) sozialistische Stetigkeit mehr Feinde als Freunde gemacht ... KONKRET 87, das ist wieder mehr Magazin denn Illustrierte, bzw. jedenfalls unbedingt lesenwert.

2. Der »Presse-Report«, Fachzeitschrift für den Pressehandel, fragt sich, ob es »politische Zeitschriften« gibt, und entdeckt, nach Streichung von »Quick« und »Stern«, zunächst zwei Stück: den »Spiegel« und die »Zeit«. Und dann:

Was sonst? KONKRET, gerade 30 Jahre alt geworden, darf keinesfalls vergessen werden. Ulrike Meinhof war Chefredakteurin dieser Zeitschrift. Heute ist es Herbert Gremliza. Ein Mann, der die deutsche Sprache beherrscht wie kaum ein zweiter. Man mag seine politische Meinung teilen oder nicht, deutsch kann er. Gremliza jedenfalls redet nicht lang rum. Er sei Kommunist, sagt er.

Nämlich der Herbert, der die deutsche Sprache beherrscht. Beim Hermann ist es ganz anders: Der redet rum und läßt sich von der Sprache beherrschen.

3. Ach, das ist aber neu: in Pinochets Chile wird gefoltert! Der westdeutschen Medienöffentlichkeit wird aus Anlaß der Reisetätigkeit eines etwas pummeligen Ministers das Stück mit dem seit '45 so populären Titel »Das haben wir nicht gewußt« vorgespielt. Der »Stern« etwa präsentiert ein Gespräch mit einem mittlerweile in Europa lebenden ehemaligen Folterer, Andreas Valenzuala, der zehn Jahre lang für den Geheimdienst der chilenischen Luftwaffe gearbeitet und sich im Herbst 1984 in Chile der chilenischen Journalistin Monica Gonzales von der sozialdemokratischen Zeitschrift »Cauce« offenbart hatte. Teile dieses Gesprächs veröffentlichte KONKRET im März-Heft des Jahres 1985 unter dem Titel »Ein Folterer packt aus«, zusammen mit einer Analyse Georg Hodels über die Gründe dieses plötzlichen Geständnisses, dessen voller Wortlaut seinerzeit unter anderem auch vom Hamburger Chile-Solidaritätskomitee vertrieben wurde. Zum Preis von zwei Mark plus Porto. So früh und so billig waren diese Wahrheiten und diese kleinen Unterschlagungen dieses Folterers – die Namen der Opfer gibt er preis, die Namen der Täter verschweigt er mit großer Beharrlichkeit – schon einmal zu haben, wenn es einen gekümmert hat. Am 11. September sind es nun schon 14 Jahre: Folter, Mord und Totschlag in Chile unter

Pinochet.

4. Es gibt KONKRET, es gibt LITERATUR KONKRET, es gab SPORT KONKRET und SEXUALITÄT KONKRET. Und dann gab es plötzlich JU-KONKRET – die Zeitschrift der Jungen Union Georgsmarienhütte. Die gibt's aber schon nicht mehr, weil sich deren Geschäftsführer verpflichten mußte, »es ab sofort zu unterlassen, Publikationen herzustellen und/oder herzustellen zu lassen, zu verbreiten und/oder verbreiten zu lassen, in denen das Wort KONKRET titelmäßig benutzt wird.«.

Eine Warnung.

Konkret 09/87, S. 6

Detlef zum Winkel

Buch des Monats: Trauerverweigerung und Verdrängung

Über Margarete Mitscherlichs Aufsätze zur »Erinnerungsarbeit«

Die Frankfurter Psychoanalytikerin ist beim Thema geblieben oder dahin zurückgekehrt. Sie befaßt sich mit Geburtsdaten, die als »Gnade« gepriesen werden, mit Ideologien, die staatstragend schweigen wollen, mit Rechenkünsten von Geschichtsschreibern, mit nachfolgenden Generationen, die auf ihre Unschuld pochen, mit dem Wiederholungszwang als Folge unterlassener Trauerarbeit.

Gehen wir gleich in medias res: Wir müßten heute erkennen, konstatiert sie, »daß die junge Generation, die sich unschuldig fühlt, nicht die Bearbeitung unserer Vergangenheit angetreten, sondern deren Verleugnung und Verdrängung übernommen hat.« Margarete Mitscherlich ist sich der Niederlage oder doch des Rückschritts bewußt, der darin zum Ausdruck kommt. Vor zwanzig Jahren erschien »Die Unfähigkeit zu trauern«, ihr gemeinsam mit Alexander Mitscherlich verfaßtes Standardwerk, mit einer solchen öffentlichen Wirkung, daß man auf ein Ende des manischen Vergessens und Ungeschehen-Machens hoffen konnte. Es spricht für sich, wenn sie jetzt einen Aufsatz über Resignation in eben diesem Zusammenhang publiziert.

Immer wieder taucht diese Diagnose in den verschiedenen Kapiteln des Buches auf. »Wenn ich an meine Erfahrungen mit Zeitgenossen und Patienten denke, kann ich jedoch nicht umhin festzustellen, daß das Interesse an der Vergangenheit und deren Durcharbeitung seit der 68er-Generation wieder zurückgegangen ist.« Schuldig fühlt sich niemand, betroffen nur wenige. Nur die Kinder der Opfer kümmerten sich noch intensiv um die Vergangenheit und »die Vergangenheit in der Gegenwart«, nicht die der Täter. Die Jugend habe die Verdrängung weitgehend von ihren Eltern übernommen, Abwehrhaltung und Lernunfähigkeit würden von einer Generation an die nächste weitergegeben. Zwar gebe es eine eher wachsende Entfremdung zwischen den Generationen. Das schließe aber keineswegs aus, »daß gleichzeitig eine tiefe unbewußte Identifikation mit der Elterngeneration besteht.«

Die Nachkommen der Nazis sind nicht »weiß«, sie beginnen ihr Leben nicht an einem existentiellen Nullpunkt, sondern sind auf vielfache Weise – individuell wie kollektiv – von der Vergangenheit geprägt. Je weniger man sich das eingestehe, desto stärker sei man diesen Kräften ausgeliefert.

Als Ärztin predigt sie nicht, sie analysiert. Moralisches gibt da keinen Anlaß zur Pose, die Auseinandersetzung damit gehört zum Job, beispielsweise wenn Ordnung und Sauberkeit und Gehorsam zu moralischen Werten stilisiert werden. Leserinnen und Leser brauchen also keine Angst vor einem erhobenen Zeigefinger zu haben. In einem Stil, der sich bemüht, schwer Verdauliches leicht verständlich zu verabreichen, wird uns stattdessen vorgehalten, was als Folge von Trauerverweigerung und Verdrängung unvermeidlich sei: Untergründige Depressionen, Gefühlskälte, Beziehungsunfähigkeit, schnelle neue Identifikationen, die nur verstecken, daß die alten Strukturen erhalten bleiben, ein labiles Selbstwertgefühl, das keine Kritik und schon gar keine Selbstkritik aushalten kann, Schuldverschiebungen, Aggressionen, die nach außen gewendet werden und sich wieder Sündenböcke suchen.

All das wäre von den Grundmustern her nicht neu und nicht (mehr) besonders brisant, wenn es nicht auch und gerade um jüngere Patienten ginge, von denen Margarete Mitscherlich zu berichten weiß. Davon nimmt sie die APO-Generation nicht aus. Die Position der Anklage habe es ihr leicht gemacht, sich von den Vätern loszusagen, ohne intensiv zu reflektieren, daß man die Hypothek der eigenen Sozialisation nicht durch einen einfachen Willensakt oder eine Selbstdefinition beiseite schiebt, sondern nur durch mühevolle Arbeit überwinden kann. In diesem Sinne grenzt sie das von ihr befürwortete Außenseitertum gegen die Mentalität des Aussteigens ab.

Der Befund, daß Verhaltensmuster, die man eigentlich für zeitlich begrenzt hielt, keineswegs nur bei Ewiggestrigen auftauchen, daß die Unfähigkeit zu trauern von einigen nicht unmaßgeblichen Kräften geradezu positiv propagiert werde, um unter der Parole »Wir wollen endlich vergessen« sogleich antisemitisch gewendet zu werden, führt auch zu kritischen Anmerkungen an einigen psychoanalytischen Theorien, die über Schlagwörter in die öffentliche Diskussion eingegangen sind. Freud habe den psychischen Apparat des Menschen ziemlich ahistorisch gesehen. Alexander Mitscherlich habe demgegenüber auf die abnehmende Rolle des Vaters, bedingt durch die Entwicklung der »spurlosen« Arbeit in der Industrieproduktion, hingewiesen. In den siebziger Jahren sei dann »der Narziß als neuer Sozialisationstyp« diskutiert worden – Folge des Verlustes des vater-geprägten Überichs als moralischer Instanz.

Margarete Mitscherlich zweifelt an diesem neuen Typus, jedenfalls an seiner behaupteten Dominanz. Das Überich als Träger bestehender Werturteile sei in einen individuellen und einen sozialen Anteil gespalten, die durchaus nicht miteinander harmonieren müßten. So können Normen, deren Vermittlung zu Freuds Zeiten überwiegend das klassische, patriarchalische Familienoberhaupt vornahm, beispielsweise die männlichen »Werte« des Durchhaltens und Durchsetzens, der Härte, Fahnentreue etc. auf anderem Wege weitergegeben werden, über Schule, Massenkultur, Politik, Kriegsdienst.

Das »Untier« im Menschen sucht und findet die Autoritäten, die es (zu ganz bestimmten Zwecken) gewähren lassen oder gar, wie die Nazis, »in den Rang eines höheren Wesens hinaufpathetisieren«. Daß die EMMA-Autorin in diesem Kontext dem Männlichkeitswahn – autoritäre Herrschaft, Paranoia, Gewalt – besondere Aufmerksamkeit widmet, versteht sich.

Eher unaufdringlich sind politische Stellungnahmen (im engeren Sinn) über den Text verstreut, mit denen sie innerhalb der psychoanalytischen Zunft heute ziemlich isoliert sein dürfte. Der bundesrepublikanischen Gesellschaft bescheinigt sie Fremdenfeindlichkeit, Polizeistaatshysterie, Antikommunismus, ein Rechtswesen als »trauriges Beispiel für den bruch- und nahtlosen Übergang von einer rassistischen Herrenmenschen-Diktatur zu einer scheinbaren parlamentarischen Demokratie«, antisowjetische Verfolgungsphantasien, in denen sich eigene Aggressionsbereitschaft ausdrückt und einen latenten Antisemitismus, der zunehmend weniger Anlaß habe, sich nur vorsichtig zu äußern. So unterstreicht sie Augsteins auf neokonservative Historiker gemünztes Stichwort von der »neuen Auschwitzlüge«, nennt die Fernsehserie »Flucht und Vertreibung der Deutschen« als Versuch einer Aufrechnung von Schuld, hält die in Interviews von Deutschen regelmäßig zu hörenden Peinlichkeiten über Auschwitz, die sich häufig auf schiere Grobheit reduzieren, für erschütternd.

Kritisiert werden aber auch manche Linke, die es als verlockend empfinden, immer wieder unzutreffende Parallelen zwischen der Politik Israels und dem Nationalsozialismus zu ziehen, um auf diese Weise Entlastung von eigenen Schuldgefühlen zu suchen. »Wenn Israel im Kampf um seine Existenz, in seinen kriegerischen Auseinandersetzungen Schuld auf sich lädt, werden junge Deutsche dadurch unschuldiger? Eine merkwürdige unlogische und geschichtslose Art des Denkens, aber sie existiert.«

In der ihr eigenen Weise, vermutlich mit freundlich-amüsiertem Lächeln, äußerte Margarete Mitscherlich vor einem halben Jahr in einer Fernsehdiskussion zum Thema »Keine Lust auf Kinder?«, sie könne ein Aussterben der Deutschen »eigentlich nicht bedauern«. Schließlich hätten sie mit ihrem spezifischen Nationalgefühl zwei Weltkriege vom Zaun gebrochen und millionenfachen Völkermord hinter sich gebracht. Nachdem »Bild« (»Deutsche können ruhig aussterben«), »Welt« (»Die Endlösung und eine Rassentheorie im ZDF«) und »Deutsche National Zeitung« (»Deutsches Volk, stirb«!) ihre Leser in gebührender Weise unterrichtet hatten, wurde die »Hetzerin«, »Kreatur«, »Judensau« monatelang mit Drohanrufen und -briefen eingedeckt, beispielsweise daß man ihr auf offener Straße Salzsäure ins Gesicht schütten wolle (was übrigens einem Offenbacher Betriebsrat und Gewerkschaftslinken kürzlich genau so passiert ist). Die Angegriffene, für die das eine neue Erfahrung ist, bleibt trotzdem der Meinung, daß es sich bei den Deutschen um ein altes Kulturvolk handele.

MARGARETE MITSCHERLICH: Erinnerungsarbeit. Zur Psychoanalyse der Unfähigkeit zu trauern, S. Fischer Verlag, 175 Seiten, DM 32.

Konkret 09/87, S. 8

An Konkret

30 Jahre KONKRET

Anläßlich des 30jährigen Bestehens im Nachhinein die besten Wünsche und weiterhin alles Gute.

MANFRED CZUBAYKO

AROLSEN

Schnoddrig

KONKRET 7/87: »WIR WOLLEN DOCH NUR EUER BESTES« HARALD IRNBERGER ÜBER NICARAGUA – TOURISMUS

Es ist schnoddrig, von »dilettierenden Kaffe- und Baumwollpflückern« zu reden, weil auch der Autor weiß, daß keiner der Helfer Erfahrung mit derartiger Arbeit haben konnte. Zynisch finde ich die Bemerkung, daß »einige solche (!) Brigadisten bundesdeutscher Herkunft vorübergehend« 1986 von Contras entführt wurden. Es gab nicht nur diesen Fall, der auch nur schwierig gelöst werden konnte. Ermordet wurden Tonio Pflaum, Bernhard Koberstein, Ivan Claude Leyvraz, Joel Fieux, Benjamin Ernest Linder, alle »solche« Aufbauhelfer. Und diese und andere Dinge kennt H. Irnberger sicher auch.

Mit dem leicht veränderten Zitat des Liedes »Spaniens Himmel breitet seine Sterne...« (des Thälmann-Bataillons im spanischen Bürgerkrieg) unterstellt H. Irnberger den Aufbauhelfern Nobilitierungsabsichten, die wohl kaum einer von denen im Kopf hat. Natürlich weiß jeder Nicaragua-Reisende, wie das mit Dollar-Cordoba-Kurs ist, warum das so ist. Aber auch H. Irnberger lebt ja sicher nicht von Cordobas, die z.B. dem Einkommen eines nicaragenischen Facharbeiter, entsprechen. »Gelb und schwarz gestreifte Holzhüttchen« die nach Nicaragua geschickt worden sein sollen, sind mir nicht aufgefallen. Daß aber sehr viel nützlichere Sachen dorthin gehen, was auch der Autor überall erfahren kann, wissen wir auch. Ich will es bei diesen Bemerkungen zu H. Irnbergers Artikel bleiben lassen (sein Honduras-Beitrag in 4/87 zeigt, daß er auch tatsächlich recherchieren kann) und bitte ihn, auch zum Thema »Nicaragua-Gruppenreisen« mehr zu »hinterfragen« (Motive, Ziele, Voraussetzungen usw.) In irgendeiner Form sind wir alle etwas vorbelastet, haben vielleicht nicht erfüllbare Erwartungen, kommen ja aus einer »anderen Welt«. Deshalb sollte aber der aufrichtige Wunsch, dem freien Nicaragua zu helfen, nicht abqualifiziert werden.

WERNER KLAMMER

WUPPERTAL

Was will der Schreiber uns wohl damit sagen?? Man merkt, daß er traurig darüber ist, daß seine exponierte Rolle in Managua so langsam im Schwinden ist.

EBERHARD HÄGELE

ESSEN

Die IG Metall schickt mit uns bereits im 3. Jahr Ersatzteile und Werkzeuge nach Metasa und Enabus, zwei der wichtigsten Metallbetriebe Nicaraguas. Wir arbeiten hier während unseres Tarifurlaubs mit den nicaraguanischen Kollegen zusammen, um nach unserer Rückkehr Gegenöffentlichkeit in den Betrieben zu schaffen und technisch-materielle Hilfe zu organisieren. Unsere Erfahrungen werden sicher andere sein, als die von Kaffeebrigadisten oder Informationsreisenden. Uns dürfte jedoch einen, daß wir in der BRD über die Wirklichkeit Nicaraguas informieren wollen und den schmutzigen Krieg gegen dieses kleine Land anprangern werden.

Harald Irnberger geben wir den Tip, das Schreiben für einige Zeit ruhen zu lassen, um seine miserablen Spanischkenntnisse aufzubessern: Vielleicht bringt er dann irgendwann vernünftige Artikel über Nicaragua zustande.

12 MITGLIEDER DER 3. ARBEITSBRIGADE DER IG METALL IN NICARAGUA

Als langjährige KONKRET-Leserin – inzwischen seit über zwei Jahren in Managua lebend und arbeitend – frage ich mich und Euch, welche Funktion o.g. Artikel haben soll, wenn nicht, die Solidaritätsbewegung zu schwächen.

Seit 6 Jahren versucht die Reagan-Administration, mittels eines low intensity war, durch massive Unterstützung der Contra und ein Wirtschaftsembargo, die Sandinisten zu stürzen, um damit das Beispiel einer erfolgreichen Revolution in ihrem »Hinterhof« zu zerschlagen.

Die Bundesregierungen schon immer treue Vasallen Washingtons wollten nicht zurückstehen: noch unter sozial-liberaler Ägide wurden die 40 Mio DM Wirtschaftshilfe eingefroren. Die Konservativen traten selbstverständlich in dieselben Fußstapfen, luden Contra-Vertreter als Kronzeugen in Sachen Menschenrechte ein, und als eine ihrer ersten Taten streicht die neue konservative Landesregierung in Hessen die Nicaraguamittel ihrer inzwischen – nicht ganz freiwillig und auch nicht ganz uneigennützig – einsichtig gewordenen sozialdemokratischen Vorgänger.

Mögen auch viele junge (und nicht mehr ganz so junge) Leute mit irrigen, idealistischen oder revolutionsromantischen Vorstellungen hierherkommen und Probleme mit der Anpassung an die Realität eines ausgepowerten, belagerten, aber kämpferischen »Dritt-Welt«-Landes haben; kann ihnen nicht das Erleben und vor allem die Arbeit vor Ort dazu verhelfen, die »Mühen der Ebene« besser zu begreifen?

Was bezweckt der Zynismus gegen Menschen, die sich – wenn auch dilettierend – den Strapazen der Kaffeernte aussetzen? Vielleicht überwinden sie angesichts ihrer eigenen Unfähigkeit eher ihre Vorurteile über die angebliche Arbeitsscheu der Nicaraguaner als ein H. Irnberger, der sich in Managua mit Swimming Pool und Sauna ein so europäisiertes Leben wie möglich einrichtet, schwarz tauscht und für die Bemühungen der Nicas, ihre vielfältigen und verwickelten Probleme zu lösen, nur Hohn und Spott hat.

Die Politik der sandinistischen Regierung ist es jedenfalls, jedermann/frau einzuladen, um diese Revolution mit eigenen Augen kennenzulernen und die Wahrheit darüber zu verbreiten.

DR. REGINE MEYER

MANAGUA

VÖLLIG BENOMMEN

KONKRET 8/87: »HÜBEN WIE DRÜBEN – JEDER STEIN 5 MARK«, VON UWE KLUSSMANN

Noch völlig benommen von den an gedanklicher Tiefe, analytischer Schärfe und historischem Realitätssinn unübertrefflichen bahnbrechenden Erkenntnissen der grünen Führungsequipe schlage ich vor:

1. Bildung einer Beraterkommission für Parteivorstand und Fraktionsspitze unter Vorsitz des Historikers Nolte;

2. Kooperationsvertrag mit dem »Kuratorium Unteilbares Deutschland«;

3. Ernennung Otto Schilys zum Chefrevisor des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU zum Zwecke der Umschreibung der Politischen Ökonomie unter Federführung der Marx-Brothers.

Wann endlich, dies mein abschließender Wunsch, erscheint Otto von Bismarcks Buch »Wie endeten die Grünen?«?

PETER MICHEL

HAMBURG

NUSCHELIG

KONKRET 8/87: »BOLSHEVIQUE CHIC – RIVE GAUCHE« VON DIEDRICH DIEDERICHSEN.

Der Korrespondent aus Entenhausen irrt in seinem Artikel dummerweise über Kleinigkeiten. Der deutsche Verleih ist dieses eine Mal wirklich gar nicht schuld, denn hier »nuschelt« der Autor selbst. »Wie im Roman, ist 'Horrorshow' hier das entscheidende Wort. Für Alex bedeutet es das schlechthin Gute (von der russischen Wurzel chorosch für 'großartig', 'prima') und im thematischen Zusammenhang des Films steht es für die Vereinigung von Gewalt ('Horror') und Ästhetik ('Show'),...«

(aus: Thomas A. Nelson, »Stanley Kubrick«)

CHRISTAN STORMS

MONCHENGLADBACH

TRÄUME/ROT GRÜN

KONKRET 8/87: LESERBRIEFE VON UDO KNAPP UND HUBERT KLEINERT

Mit Verärgerung mußten wir lesen, daß beide Schreiber ihre Briefe mit dem Zusatz »DIE GRÜNEN, BONN« versehen haben, oder die Redaktion diesen Hinweis unter die Absender gesetzt hat. Wir legen Wert auf die Feststellung, daß es sich bei Udo Knapp um den Angestellten der Bundestagsabgeordneten Waltraud Schoppe und bei Hubert Kleinert um den parlamentarischen Geschäftsführer der Bundestagsfraktion der GRÜNEN handelt und nicht um Mitglieder unseres Kreisverbandes DIE GRÜNEN, Bonn. Abgesehen von inhaltlichen Differenzen zur Einschätzung parlamentarischer Zusammenarbeit mit der SPD sind auch wir der Meinung, daß eine Bezahlung nach BAT IIa »popelig wenig genug« (Zitat Udo Knapp) ist. Würde Udo nach BAT Ia bezahlt wäre er zudem Mitglied bei uns, müßte er dementsprechend höhere Mitgliedsbeiträge abführen.

Wir könnten dann endlich von diesem schäbigen Umweltbriefpapier Abschied nehmen, uns schönere Briefmarken kaufen und KONKRET längere Leserbriefe zu rot-grünen Träumereien schreiben.

Mit freundlich-grünen Grüßen von der Bonner Basis!

JAN MÜNTINGA

PRESSESPRECHER DIE GRÜNEEN KREISVERBAND BONN

WENIG AM HUT

KONKRET 6/87: GÜNTER ANDERS »REICHT DER GEWALTLOSE PROTEST« UND LESERBRIEFE (KONKRET 7 UND 8/87)

Das Bejubeln wie Diffamieren von Anders Artikel (einschließlich seiner Person) läßt die enorme Verwirrung um den Gewaltbegriff erahnen, die rechte Chefideologen schon seit Jahrhunderten erfolgreich in die »Linke« tragen.

Heute spielt sich diese Diskussion (insbesondere bei den Grünen) immer noch so ab, als sei sie nie geführt worden. Statt endlich konsequent den Gewaltbegriff im Zusammenhang mit linker Politik als gegenstandlos abzulehnen! Gewalt bedeutet schließlich nichts anderes, als Menchen(gruppen) von der Bestimmung über ihre eigenen Lebensbedingungen auszuschließen – egal mit welchen Mitteln. Und damit hat die Linke doch wohl wenig am Hut! Die einzig vernünftige Diskussion, die ihr daher vorbehalten bleibt ist die der jeweils effektivsten Gegenwehr. (Sie schließt bei gegebenen Umständen »terroristische« Aktionen nicht aus – Beispiel Chile, Beispiel Faschismus)

Persönliche Ethikprobleme sowie ein kaum bezwingbares Bedürfnis, Zimmermann (o. ä.) die Gurgel abzudrehen, sollten dabei angesichts entsprechender historischer Mißerfolge hintenangestellt werden.

ANDREA SCHÖN

DARMSTADT

Konkret 09/87, S. 10

Hermann L. Gremliza

Rechte Menschen, Menschen-Rechte

Ein dreifach Hoch dem Bundesminister für Arbeit und Soziales. Nicht für die Erkenntnis, daß in Chile gefoltert wird, denn das wußte jeder, der es wissen wollte, seit dem Tag, als Pinochet unter Anleitung durch US-Spezialisten die Macht ergriff; neu ist allenfalls, daß in Chile vierzehn Menschen gefoltert wurden, während man vierzehn Jahre lang angenommen hatte, daß es Tausende seien. Was Blüm an den Tag gebracht hat, ist anderes: das von der Blässe bürgerlicher Demokratie kaum angekränkelte faschistische Grundmuster der deutschen Rechten- die Menschenrechtskampagne als Fortsetzung der Folter mit anderen Mitteln; und die Nichtswürdigkeit einer »Linken«, die im Kampf ums Dabeisein vollends zu verblöden scheint.

»Selten hat das politische Verhalten eines CDU-Spitzenpolitikers so meine ungeteilte und spontane Zustimmung herausgefordert. Alles stimmte. Die subjektive Betroffenheit, die Empörung, die Mimik und die Aussagen ohne Wenn und Aber. Sichtlich von seinen Gesprächen bewegt, ließ er Herz und Gefühle, ja man möchte sagen, seine christliche Moral, sprechen.« Worte des Barrikadenstürmers i.R. Cohn-Bendit. Gesetzt den Fall, die Mimik hätte nicht »gestimmt«: Wäre dann die ungeteilte und spontane Zustimmung ausgeblieben? Ist es denn von irgendeinem Belang, ob Blüms Empörung echt oder Mimikry ist, ob er eine Maske trägt oder ob er die Maske ist, die sich seine Firma vorhält? Um bei solchen Linken sicherzugehen, schickt man das nächste Mal am besten den Wildgruber. Und wem wird nicht speiübel vor einem Kitschier, der die Empörung über die Folter, dieses erzkatholische Herrschaftsmittel, ausgerechnet auf die christliche Moral eines Katholiken zurückführt? Wen schüttelts nicht, dem Handlungsreisenden einer herrschenden Klasse, die den Foltermeister aushält und den Folterknechten die Instrumente liefert, vor den Resultaten und nach Ausschüttung der Dividenden »subjektive Betroffenheit« attestiert zu sehen?

Gut, könnte man sagen, dies Milieu nennt sich bloß noch links und auch das nicht mehr gern. Aber da naht schon Erwin Ferlemann, Vorsitzender der streitbaren Gewerkschaft Druck und Papier: »Lieber Norbert, ich danke Dir, daß Du in dieser Deutlichkeit für die Menschenrechte in Chile eingetreten bist... Lieber Norbert, Du hast mit Deiner Haltung Mut bewiesen, der leider bei vielen fehlt. In unserer Achtung bist Du weiter gestiegen... Bleibe so, laß Dich nicht irre machen, denk bei allen Angriffen daran, daß der größte Teil der Bürger der Bundesrepublik immer noch persönlichen Mut und Eintreten für die Menschenrechte schätzt.«

Ich, in dessen Achtung der liebe Norbert schon im Streit um den Paragraphen 116 so weit gestiegen war, daß sie jetzt nicht weiter steigen konnte, bin in einer weniger glücklichen Lage als der Kollege Ferlemann und weiß deshalb keineswegs, was der größte Teil der Bürger der Bundesrepublik außer der Schwarzwaldklinik und der Ausweisung Asylsuchender noch so schätzt. Ich weiß bloß, was er so wählt, und was die Gewählten so schätzen. Sechzig Prozent der Bürger des Freistaates Bayern und – als der Kandidat Kanzler werden wollte – knapp fünfzig Prozent der Bundesbürger gaben ihre Stimme einem Mann, in dessen Syntax das Eintreten und die Menschenrechte andere Beziehungen unterhalten. Schon 1977 hatte Strauß erkannt: »Es ist einfach Unsinn, davon zu reden, daß in Chile gemordet oder gefoltert würde.«

Und dabei bleibt's. Bis heute hat er das Wort Folter nicht in den Mund genommen. Ja, es seien Leute »unfein behandelt worden« und: »Natürlich bin ich mir bewußt, daß in Chile Geständnisse mit Gewalt erpreßt werden.« Also doch Folter? Nein, das diente ja nur der Wahrheitsfindung: »Verbrechen werden durch erpreßte Geständnisse nicht ungeschehen gemacht... Glaubt man denn wirklich, daß mit der Aufnahme von Mitgliedern einer verbrecherischen Organisation, die ja nicht unschuldig im Gefängnis sitzen – sicherlich sind sie unfein behandelt worden, sind Geständnisse mit Gewalt erpreßt worden, das heißt noch lange nicht, daß die Geständnisse falsch sind«, wie ja auch die Häftlinge im KZ Dachau, die gezwungen wurden zu unterschreiben, sie seien gut behandelt worden, wahrscheinlich gut behandelt worden sind; außerdem gehörten viele von ihnen einer verbrecherischen Organisation an, der KPD.

Ich weiß, wie gesagt nicht, was die Mehrheit der Bürger schätzt aber ich weiß, was die Zeitungen schätzen, die sie liest. »Erstens sind die vierzehn, selbst wenn sie gefoltert worden sein sollten, nicht schon deswegen unschuldig... Sie begehen mal hier Banküberfälle, mal dort Bombenanschläge. In Chile haben sie zufällig (!) ein Generalsregime als Gegner, anderswo kämpfen sie gegen Demokraten... Was muß sich die Bundesregierung über vierzehn Gewaltmenschen vom andern Ende der Welt zerfleischen?« Das war die »Welt«. Und dies ist das andere Ende, die FAZ: »Daß in Chile gefoltert wird, ist als generelle Aussage zutreffend; der Einzelfall freilich ist zu beweisen.« Die Beweispflicht trägt der Gefolterte. Ich neige zu Überspitzungen – dies ist keine: Der Verfasser jenes Satzes ist ein Faschist.

Der Zufall, der in Chile ein Generalsregime herrschen läßt, hat ein paar Namen: USA, BRD, Siemens AEG, Hoechst, Bayer, Oetker, BASF, MBB, MTU, Heckler & Koch, Dresdner Bank etc. Alles, was sie dem gewählten Präsidenten Allende verweigerten gewährten sie dessen Mördern: Investitionen, Kredite, Waffen. 1981 drückte der Staatssekretär im Bonner Wirtschaftsministerium, Otto Schlecht, Pinochet seine »Bewunderung« und »Sympathie« aus, 1982 rühmte Bundesbank-

Präsident Otmar Emminger: »In Chile wird das Prinzip der freien Marktwirtschaft heute mehr praktiziert als bei uns. Einiges, was man erreicht hat, grenzt ans Unglaubliche.« Doesn't it?

Weil aber Pinochet leider nicht ewig währt; weil der Widerstand wächst; weil der nächste US-Präsident die Machtübernahme durch Zivilisten anordnen könnte – deshalb bereiten sich die schlaumeierischen Elemente der herrschenden Klasse auf einen Wechsel vor. Das Rezept stammt von Zbginiew Brzezinski aus dem Jahr 1977: »Die USA ... müssen der Forderung der Völker Mittelamerikas nach größerer sozialer Gerechtigkeit und nationaler Würde entgegenkommen.« Brzezinskis Präsident, Jimmy Carter, rührte daraus seine legendäre Menschenrechts-Politik: Elektroden an Pinochet, Freiheit für Sacharow! Wie Carter damals, erkennt Geißler heute, »daß repressive Systeme wie in Chile die gesamte freie Welt diskreditieren«, aber wie Reagan weiß er, daß die kommunistische Opposition in Chile »mindestens genauso schlimm wie die Militärdiktatur, wenn nicht noch schlimmer« ist. Da die Bundesregierung Schlimmeres als Pinochet verhüten muß, wird sie den Diktator mal mit Waffen beliefern mal von Blüm hänseln lassen, bis die Chilenen reif sind für eine Regierung, die auf Experimente nach Art des Salvador Allende verzichtet.

Geißler, der den Blüm nach Santiago geschickt hat, nennt sich selbst einen guten Freund jenes Napoleon Duarte, der seine Gefangenen unter Mitwirkung von US-Experten foltern läßt. Geißler ist auch ein treuer Verbündeter jener USA, die auf ihrer Diktatorenschule in Panama Foltertechniken lehren. Low *intensity warfare* heißt die jüngste Strategie: Boykott, Sabotage, Söldner, Provokateure gegen unerwünschte Regierungen Repressionshilfen aller Art (Überwachung, Infiltration, Folter, Terror) zugunsten erwünschter. Die sogenannten Menschenrechte sind Teil dieser Kriegführung auf niederem Niveau – gegen Verhältnisse, die es leider nicht zulassen, Castro auf den »Grill« zu legen, Ortega Elektroden an den Penis zu klemmen oder beide durch die Drohung damit in jene Lage zu bringen, in der ihre Genossen in Chile und anderen lateinamerikanischen Demokraturen sich befinden. Mit dem Recht auf Leben, auf körperliche, psychische und geistige Integrität, mit Freiheit von Ausbeutung und Erniedrigung haben diese »Menschenrechte« so viel zu tun wie die »Internationale Gesellschaft für Menschenrechte« aus der Metropole des »Pflasterstrand«: nichts.

Konkret 09/87, S. 12

Willi Huismann

Abschied von Maria und Augusto

Wenn Chiles Diktator Augusto Pinochet mal wieder eine öffentliche Streicheleinheit braucht, dann bestellt seine Frau das Frauenwerk zum Jubeln auf die Straße. Das sind dann die Frauen, die jene Ordnung lieben, die Pinochet verkörpert. Aber auch der Widerstand gegen diese Ordnung wird mehr und mehr von Frauen getragen. Halten sich die einen für apolitisch, so bestehen die anderen darauf, politischer Faktor zu werden.

Diese Regierung ist in erster Linie katholisch. General Pinochet ist katholisch. Seine Frau Lucia – ich kenne sie persönlich – ist streng katholisch. Alles anständige Leute. Nicht so wie der Herr Allende, der sich jeden Monat ein anderes Liebchen genommen hat.« Die Empörung in den Augen der Hilde Thön weicht funkelndem Haß, als sie sich daran erinnert, was sie unter Allende alles »durchmachen mußte«: Schlangestehen für ein Pfund Fleisch und der rote Pöbel bewarf sie mit »Kartoffeln, in denen Rasierklingen steckten«. Das war auf dem »Marsch der leeren Kochtöpfe«, mit dem die Frauen die Generäle zum »Eingreifen« drängten. Mit Erfolg, wie man weiß. Und der Held der Frauen aus besseren Kreisen, Augusto Pinochet, hält im Regierungspalast Diego Portales, 14 Jahre danach, eine Dankesrede an die »heldenhaften Frauen des Vaterlandes«, die das Land und die Werte der Familie vor der kommunistischen Verschwörung schützen sowie sich »uneigennützig« für die Armen des Landes einsetzen. Tausend Frauen in roten, blauen und lila Uniformen applaudieren artig, aber ohne Anzeichen von Begeisterung. »Wir sind vollkommen apolitisch«, erläutert Hilde Thön, »wir danken der Regierung nur dafür, daß sie die Ordnung aufrechterhält.«

Sie ist Chilenin, pensionierte Kindergärtnerin, mit deutschen Vorfahren und »deutschem Blut in den Adern«. Die Damen in den roten Uniformen arbeiten als Freiwillige in den Mütterzentren, die Näh- und Kochkurse anbieten. Die in grün pflegen Krebskranke und die in lila päppeln unterernährte Kinder wieder hoch. Hilde Thön gehört zur lila Zunft, ihr Tätigkeitsgebiet ist eine Armensiedlung im Süden Santiagos. »Am Anfang hatten wir Angst hinzugehen, da brachte uns ein Fahrzeug der Regierung mit einem Wachmann hin.« Inzwischen haben die Kinder der Armen sie so ins Herz geschlossen, daß sie sie zärtlich »Tante Vaterland« nennen, weil sie beim morgendlichen Fahnenappell die Nationalhymne absingen läßt. Den Einwand, unter Allende hätten die Kinder stattdessen einen halben Liter Milch bekommen, läßt sie nicht gelten: »Ach, diese Trockenmilch. Das war ein großer propagandistischer Trick. Niemand wollte diese olle Milch trinken. Sie wurde sogar dazu benutzt, die Fußballfelder zu markieren. Wir geben den Kindern jetzt 'Vitarroz', das ist ein Reisprodukt mit Schokoladen-, Erdbeer- oder Bananengeschmack. Am Anfang mögen sie es nicht, aber das kann man ihnen beibringen.« Ernste Sorgen machen ihr auch der Mangel an »Ordnung, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit« bei den Kindern und ihren Müttern. »Es dauert ein bißchen, bis man sie domestiziert hat.« Aber es geht. In einer Gesellschaft, die ein paar Jahrhunderte feudalistisches Patriarchat, aber nur drei Jahre Volksmacht hinter sich hat, gibt es einen versunkenen Schatz konservativer Werte, der leicht wieder zu heben war: Unterwürfigkeit, Bettelmentalität und der Fatalismus der ewigen Verlierer.

Sie haben sich daran gewöhnt, daß die Damen der »Nationalen Stiftung für das Gemeinwohl« ihre poblacion wie eine Heuschreckenplage heimsuchen, um sie mit Teepäckchen, Kleiderspenden, Nähstuben und anderen Almosen zu beglücken. Was bleibt ihnen auch anderes übrig. Das soziale Netz ist zerrissen, Arbeit gibt es nicht und bevor eine Mutter ihre Kinder verhungern läßt, schickt sie sie eben zu Hilde Thön in den Kindergarten. Pinochets Frau, Lucia Hiriart, kann stolz darauf hinweisen, daß in ihrem Frauenwerk 100 000 Frauen mitmachen. Die Frauen Chiles haben schon immer mit der Rechten und ihrem Frauenbild der demütigen, reinen und opferbereiten Jungfrau Maria sympathisiert. Bei allen Wahlen bis 1973 stimmten die Frauen zu über 70 Prozent für die Rechte oder das Zentrum. Die Linke hatte ihnen außer dem Versprechen der allgemeinen Befreiung nichts anzubieten. Im Gegenteil. Nachdem sie 1949 das allgemeine Wahlrecht für Frauen durchgesetzt hatte, löste sich die linke feministische Frauenorganisation MEMCH auf. Die Volksparteien wünschten keine »Parallelmacht«. »Das war ein Fehler«, räumt heute der KP-Sprecher Patricio Hales ein, »wir haben nicht verstanden, daß Frauen spezifische Interessen haben und unabhängige Organisationen brauchen. Wir haben das Feld der Rechten überlassen.«

Carmen wird mir die Augen dafür öffnen, welch großes Gewicht die »spezifischen Frauenprobleme« im Leben der pobladoras haben. Sie lebt in der poblacion La Victoria, die 1959 durch eine Landbesetzung im Süden Santiagos entstanden ist. Carmen wohnt mit German und ihren drei überlebenden Kindern – zwei hat sie abgetrieben und vier waren Fehlgeburten – in einem kleinen Zimmer, das an die Hütte der Schwiegereltern angebaut worden ist. Ihr größtes Problem: Jeden Tag muß sie die Schwiegermutter um Brot für ihre Kinder anbetteln, denn German, der als Sänger in Kneipen und Bussen arbeitet, versäuft das meiste. Schon in der ersten Nacht mit ihm platzte der Traum vom Eheglück. Sie war damals 16. »Es tat höllisch weh und ich verblutete fast. Er sagte nur: 'Du Schwein, du blutest ja. ' Ich mußte ins Krankenhaus gebracht werden. Ich habe nie etwas gespürt, wenn ich mit ihm geschlafen habe. Es muß sein, damit ich ihn nicht verliere. Wenn er nach Hause kommt, heißt es: 'Los Kleine, leg dich flach.' Seit er angefangen hat, Marihuana zu rauchen, hat er nicht mehr einen so starken Trieb und macht sich höchstens noch all 14 Tage einmal an mich ran.«

Geprügelt worden ist sie schon oft. »Einmal hat er mir das ganze Gesicht entstellt.« Autorität und Gewalt gehören zu Pinochets Chile. Zusammen mit dem Dauerstreß, den das auf Konkurrenz und Vereinzelung abzielende Wirtschaftsmodell verursacht, führt die konservative Wertewende zu einer Brutalisierung der Beziehungen von Mann und Frau. Der »affektive Faschist« hat Hochkonjunktur.

Nach Meinung der Sexualforscherin Heliette Saint Jean sind 60 Prozent der chilenischen Frauen frigide, 90 Prozent haben noch nie einen Orgasmus gehabt. Für sie liegt die Ursache dafür in der feudal-katholischen Kultur Chiles, in der weibliche Lust ein Werk des Teufels ist: »Eine Frau ist zerbrechlich, süß, abhängig, dumm, stumm und demütig. Ihr höchstes Glück ist, sich für die Familie zu opfern. Sie weiß nicht, was sie zwischen den Beinen hat und was ein Kitzler ist. Den darf nur die Hebamme berühren. Ihr Körper ist nichts anderes als ein Behälter für die Kinder.«

Ich gebe zu bedenken, daß die Abwesenheit weiblicher Lustgefühle jeden Macho an seiner Stimulationsfähigkeit zweifeln lassen müßte. Aber dieser Einwurf ist vergeblich: »Du hast keine Ahnung. Typisch europäisches Argument. Der Macho gibt sich damit zufrieden, wenn seine Frau ihm Lust vorspielt, ein bißchen rumstöhnt und fertig. Wenn sie sexuell selbst aktiv und fordernd wird, gerät der Mann in Panik, fühlt sich gedemütigt und hat schreckliche Angst, daß sie fremdgeht. Frigidität ist die beste Garantie dafür, daß sie es nicht tut. Der Mann braucht seine Frau als Mutter, als Nest. Er ist ein Kind mehr, will immer im Mittelpunkt stehen und an der Brust saugen. Er wird nie erwachsen, weil er kein Kind kriegen kann.«

Zur drastischen Diagnose gesellt sich bei Heliette eine gepfefferte Therapie. Sie empfiehlt ihren Patientinnen, zurückzuschlagen, wenn der Ehemann gewalttätig wird. Eine schlug ihrem Gatten daraufhin mit einem Spaten die Zähne ein. Ihr Resumée: »Er hat zwar keine Zähne mehr, aber dafür ist er wahnsinnig zärtlich geworden.«

Das vom Regime propagierte Frauenbild prallt auch ansonsten auf eine damit unvereinbare soziale Realität. Vor zwei Jahren, so erzählt mir Carmen, ging sie zur Routineuntersuchung in die Poliklinik. Der Gynäkologe entfernte ihr, ohne zu fragen, die Spirale. Seine nachgeschobene Begründung: »Es gibt einen Erlaß des Gesundheitsministeriums. Das Vaterland braucht Kinder.« Wer aber soll die vielen Kinder ernähren?

Nichtverheiratete Väter sind zu keinerlei Unterhaltszahlungen verpflichtet. Deswegen verkaufen viele minderjährige Mütter ihre Säuglinge an Unternehmen, die sich darauf spezialisiert haben, Babys in die USA zu exportieren: Pinochets »Öffnung für den Weltmarkt«. Andere Frauen treiben illegal ab, meist mit Hilfe von Kurpfuscherinnen.

Schön und gut, sagt der gewiefte und erfahrene Parteifunktionär, aber damit können wir uns jetzt nicht beschäftigen. Das lenkt vom Hauptziel ab: Pinochet stürzen. »Nein«, sagt meine Freundin Paula, »der ständige Aufruf zum Sturz Pinochets verkommt zur Phrase, wenn wir die Alltagsprobleme der Menschen nicht ernst nehmen. Sex und Kinderkriegen sind nur scheinbar private Probleme. Wir müssen das Private politisieren.«

Paula ist Funktionärin der Sozialistischen Partei und Mutter von zwei Kindern. Die beiden Väter haben sich aus dem Staub gemacht. Eine Frau gehört ins Haus. Sie aber betreibt zusammen mit anderen Frauen der MDP, der »Volksdemokratischen Bewegung«, den Aufbau proletarischer Frauengruppen. Die größte, MUDECHI, hat inzwischen landesweit 3000 Mitglieder und Gruppen in den meisten poblaciones. »Vor fünf Jahren hätte das keiner für möglich gehalten. Da gab es nur ein paar Frauengruppen an der Uni und von Mittelstandsfrauen.« Auf den Sitzungen gibt es keine Tabu-Themen. »Es ist so, als wenn du eine jahrzehntelang verschlossene Flasche aufmachst. Wir reden über Gesundheit, Abtreibung, über Sex Gewalt, Erziehung und Politik. Wichtig ist daß die Frauen zum ersten Mal in ihrem Leben öffentlich reden. Mit verängstigten Frauen voller Vorurteile und Komplexe können wir in Chile keine Revolution machen. Wir wollen Demokratie im Land und zu Hause. Ich kenne viele Frauen, die leiden unter dem Terror zu Haus mehr als unter dem Faschismus.«

Das hören jene Parteioberen gar nicht gerne, die auf Versammlungen das Hohelied »der heldenhaften Frau des Arbeiters« singen und ihrer eigenen verbieten, zur Gewerkschaftsgruppe zu gehen. Längst wittern sie bei Paula, ihren kommunistischen und christdemokratischen Schwestern »feministische Abweichungen« und beobachten sorgenvoll, daß die neu entstandene proletarische Frauenbewegung eng mit den feministischen Gruppen, wie der »casa morada« zusammenarbeitet. »Ich dachte früher auch Feministinnen gäbe es nur in Europa und sie seien lesbisch. Wir sind heute dabei, den Feminismus als revolutionäre Theorie zu entdecken. Es gibt Probleme, die wir nicht an der Seite des Mannes, sondern nur gegen ihn lösen können.«

Vor der Gemeinschaftsküche, der »olla comun« von La Victoria warten Menschen mit grauen Gesichtern und rot entzündeten Augen, in den Händen blankgeputzte Ölkanister oder Konservendosen, auf ihr Essen. Die »olla comun« ist eine Selbsthilfeeinrichtung und gilt der Junta als »Brutstätte der Subversion«. 300 Familien überleben dank der »olla«. Mit 1200 Kalorien täglich. Fast immer Bohnen. »Das gibt mir für einen Tag das Gefühl, satt zu sein«, sagt eine alte Frau, »und vor Mittag stehe ich sowieso nicht auf, das spart Energien«.

Im fensterlosen Holzschuppen arbeiten nur Frauen. »Männer werden mit dem Elend nicht fertig. Sie sind feige und lassen ihre Familie einfach im Stich.«

Das neoliberale Wirtschaftsmodell hat die traditionellen Familienbeziehungen zersetzt. Über 50 Prozent der Männer von La Victoria sind arbeitslos. Mit der Arbeit verlieren sie auch ihre Gewerkschaft und ihre Identität als Beschützer und Ernährer der Familie. Die Frauen müssen ihre Rolle mitübernehmen. Für Familien, in denen alle arbeitslos sind, gibt es ein staatliches Mindestbeschäftigungsprogramm: Straßenfegen, Bauarbeiten oder Bettwäsche flicken für 50 Mark im Monat. Zu 70 Prozent sind es inzwischen Frauen, die in diesen Programmen arbeiten. Viele bringen ihre Familien durch, indem sie in einem Bürgerhaushalt als Dienstmädchen schuften. Andere gehen anschaffen.

Frauen stehen unter starkem Streß. Hernan, Arzt im Krankenhaus von Süd-Santiago, erzählt: »Die meisten kommen mit Depressionen und verlangen Psychopharmaka. Das normale Frühstück einer Frau besteht aus Tee, einem Stück trockenem Brot und einer Beruhigungspille. Und die Eisenbahnlinien, die hier im Süden verlaufen, sind Selbstmordlinien. Fast täglich wirft sich eine Frau mit ihrem Kind im Arm vor einen Zug.«

Trotz der atomisierenden Wirkung der Armut sind die poblaciones Zentren des Aufstandes. 1973 wurden zwar alle Volksorganisationen, Gewerkschaften und Parteien zerschlagen, aber inzwischen sind sie wieder da: Anders und zahlreicher, Keimzellen der Volksmacht. Keine poblacion in Chile ist so gut organisiert wie La Victoria: Arbeitslosen-Obdachlosenkomitees, Werkstätten, Rentner-, Jugend- und Frauengruppen, die olla comun, die Basisgemeinde und die Selbstverteidigungskomitees. Fast alle Organisationen werden von Frauen geführt. »Wir haben die Macht übernommen und geben sie nicht wieder her.« Eli. Sie sitzt auf der Holzbank der olla comun. Sie ist klein, untersetzt. Vorne fehlen ihr alle Zähne. Sie ist 35. Die Haut dunkel, kupfern. Morena, »Die Schwarze«, wird sie hier genannt, und sie ist die wichtigste Persönlichkeit von La Victoria, Präsidentin des comando poblacional, in dem alle Volksorganisationen zusammengefaßt sind. Von Eli heißt es, sie sei Kommunistin. »Es gibt keine starke Arbeiterklasse mehr«, sagt sie, »weil die Industrie am Boden liegt. Deswegen spielen wir pobladores die wichtigste Rolle im Befreiungskampf des Volkes. Wir organisieren die Protesttage und unser nächstes Ziel ist, freie Wahlen für die Nachbarschaftsräte durchzusetzen«. Noch werden die Nachbarschaftsräte vom Bürgermeister eingesetzt. Aber die Staatsmacht wird schon von der Volksmacht zersetzt. Wie? »Zum Beispiel die Bullen. Als wir hier unseren Gründungstag feierten, kamen sie und rissen die Girlanden und Triumphbögen herunter, die die Leute gemacht hatten. Wir bildeten in jeder Straße ein Wachsamkeitskomitee und gingen in die Kaserne, um mit ihnen einen Waffenstillstand für die Dauer der Festwoche auszuhandeln. Sie waren einverstanden.« Auf der Abschlußkundgebung passierte es dann doch. Das Regionalkommando der bewaffneten »Frente Patriotico Manuel Rodriguez« sprang auf die Bühne und ballerte einen Geburtstagsgruß in den Nachthimmel. Die Carabineros rückten an und wollten die Kundgebung abbrechen. »Die Leute stürzten sich wütend auf die Bullen, so,flaß unsere Volksmilizen ihnen den Rückzug sichern mußten. Das ist ein politischer Sieg, weil wir ihnen auf unserem eigenen Territorium die Hand abgeschlagen haben.«

Paula hat mich für 7 Uhr ins Zentrum bestellt. Straße Augustinas, vor der bundesdeutschen Botschaft. Die Frauen wollen was losmachen. Plötzlich regnet es Flugblätter: »Frauen gegen Todesurteile«. Durch die Betonschluchten des Zentrums beginnt eine Blitzdemonstration von hundert Frauen. Sie schreien »Brot, Freiheit, Gerechtigkeit« und »Wenn wir Frauen erst die Macht ergreifen...«. Keine Bullen zu sehen. Ein Taxifahrer steuert sein Fahrzeug in den Demonstrationszug. Die Frauen schlagen mit ihren Handtaschen auf ihn ein. Olga, eine 70jährige aus La Victoria, klärt mich auf: »Einzeln sind wir schüchtern, aber Frauen in der Gruppe werden zu Furien.« Sie erzählt mir von einer anderen Demonstration, an der sie teilgenommen hat. Am »Tag der unbefleckten Empfängnis« pilgerte sie gemeinsam mit 300 000 Gläubigen auf den Hügel San Cristobal zur Statue der die Stadt Santiago beherrschenden Jungfrau Maria. »Ich bin sehr katholisch«, sagt sie, »Maria ist für mich alles.« Also eine Frau, die leidet, duldet und verzeiht? »Nur bis zu einem gewissen Grad. Maria hält viel aus. Aber in der größten Not verteidigt sie ihre Kinder wie eine Löwin, mit allen Mitteln, wenn es sein muß, mit Gewalt.« Die oppositionellen Frauen spielen die Rolle der Maria gekonnt aus. Bei Militärrazzien in den poblaciones gehen sie auf die Soldaten zu, drücken den Gewehrlauf sanft zur Seite und sagen: »Nimm das weg, du Hosenscheißer. Ich könnte deine Mutter sein.« Ein Mann, der ähnliches sagt, riskiert eine Kugel im Kopf.

In der Mutterrolle können sich Frauen einiges herausnehmen. Aber wehe, wenn sie den Schonraum Marias verlassen, politische Führungspositionen übernehmen und damit in die Domäne des Mannes eindringen. Politische Frauen sind für die Militärs »kommunistische Huren«. Für sie gilt nicht der mindernde Umstand: »Laß sie, das ist doch nur Frauengeschwätz«. »Subversive Frauen«, einmal gefangen und in den Händen der Geheimdienstoffiziere, werden noch grausamer gefoltert als Männer. Ein ehemaliger KZ-Wächter berichtete mir, was mit ihnen geschieht: »Sie werden von der gesamten Mannschaft vergewaltigt. Einer wurde eines Tages eine Ratte in die Vagina eingeführt.« Die sexuelle Folter ist die Strafe des Patriarchats für den Bruch mit Maria.

»Maria ist für uns im Widerstand ein Triumph, aber auch eine Fessel.« Paula befürchtet, daß die Hervorhebung der Mutterrolle unbewußt die konservative Moral stärkt. »Wir verurteilen uns dazu, die Rolle der asexuellen Heiligen weiterzuspielen. Wir versuchen, die Herrschaft des Patriarchats mit der Moral des Patriarchats zu besänftigen, und oft genug impfen wir sie unseren Kindern auch noch ein.«

Dann erzählt sie von einem Workshop mit Frauen, die allesamt Opfer des Regimes geworden sind: ehemalige Gefangene, Gefolterte, Frauen oder Mütter von Verschwundenen. »Wir sprachen über Erziehung. Auf meine Frage, was sie mit ungehorsamen Kindern machen, antworten fast alle: 'Schlagen, was denn sonst.' Das ist deprimierend. Ich habe ihnen gesagt: Ihr zieht die nächste Generation von militarisierten und unterwürfigen Menschen heran. So bleibt der 'Neue Mensch' ein unerreichbarer Zukunftstraum. Wir müssen so vieles gleichzeitig ändern.«

Nach einer Zeit des Fatalismus und der Vorherrschaft der Angst ist in Chile eine Gegenkultur entstanden, die vor allem bei den Jugendlichen und den Frauen Wurzeln geschlagen hat. Sie stellt nicht nur Pinochet, sondern auch das autoritäre kulturelle Fundament, auf dem er steht, in Frage. Die neue Frauenbewegung hat schon jetzt die politische Kultur Chiles verändert. Ist sie stark genug, um den Übergang zur bürgerlichen Demokratie zu überleben? In Chile waren es die Mütter und Frauen der Verschwundenen, die 1976 als erste die Diktatur herausforderten. Aber sie sind nicht alleine geblieben. Tausende von Pobladoras, Mittelschichtsfrauen und Landarbeiterinnen haben inzwischen politische Erfahrungen gemacht, die sie, nicht ohne Auseinandersetzung, in die ungebrochen starke, traditions- und facettenreiche chilenische Linke einbringen. Sie sind dabei, ihre eigene Sprache zu finden. Es dürfte nicht so einfach sein, sie aus der politischen Geschichte ihres Landes, in die sie gerade erst eingetreten sind, wieder hinauszuwerfen. Denn nie wieder wollen sie das Lied der demütigen Maria singen.

Konkret 09/87, S. 16

Chilenische Emigranten

»Wir schleppen ein schwarzes Kästchen«

Zwei chilenische Emigranten schildern, wie es war, als sie von Pinochets Leuten »unfein behandelt« wurden. Damit Strauß sie nicht melden kann, haben wir ihre Namen geändert. Auch die Interviewerin heißt sicherheitshalber nur: ***

»Folter: Erregung körperlicher Qualen als legales Mittel zur Geständniserzwingung im Strafprozeß..«
Duden, 1961

Die beiden Chilenen sind gefoltert worden: Georges 1974, kurz nach dem Putsch – damals 24 Jahre alt, verheiratet und junger Vater. Juan 1980, knapp 30 Jahre alt und aktives Mitglied der regierungsfeindlichen Partei »Mapu Obrero Campesino«.

»Stell' dir vor, wir sitzen hier gemütlich mit Freunden zusammen und plötzlich bricht eine Horde Männer in Zivil mit Maschinenpistolen rein. Sie brüllen, stoßen dich und die anderen. Ich dachte damals im ersten Moment nur 'Hoffentlich wecken sie meinen Sohn nicht auf'. Für mehr ist nach diesem Schock gar kein Platz« fängt Georges an. »An der Art, wie die Männer verbal mit dir und deiner Familie umgehen, kapierst du ganz schnell, daß all deine bisherigen Rechte mit einer MP im Anschlag null und nichtig sind. Selbst das Bedürfnis, auf's Klo zu gehen, wird zu einem Problem. Sie haben mich abgeführt. Was die eigentlichen Gründe waren, habe ich nie ganz verstanden. Ich war ein kleiner Mitläufer, Sympathisant, aber niemals aktiv. Draußen wurden mir die Augen mit Tesaband verklebt und verbunden. Ich wurde in einen kleinen Lastwagen gestoßen. Da hast du nur Angst, die Knie sind weich, du erwartest in dieser ungewohnten, verunsichernden Dunkelheit von überall her Schläge. Nach und nach füllte sich der Wagen. Zum Teil mit schwer mißhandelten Männern. Und während der ganzen Zeit unterhielten sich die Zivilisten der Geheimpolizei (damals noch von der Dina) über Gefangene, deren grausame Behandlung, was uns Schweine erwartet. Ab dem Moment, wo ich meine Wohnung verließ, war ich nur noch ein Schwein, ein Stück Körper, der mir nicht mehr gehörte.

Wir kamen in einem Privathaus an. Immer noch mit verbundenen Augen – aber allmählich konnte ich ein wenig nach unten schielen – und an den Händen gefesselt. Das sollte sich auch die nächsten 18 Tage nicht ändern. Es war wahnsinnig laut und tausend Aktivitäten um mich herum. Erst nach einiger Zeit konnte ich die Geräusche unterscheiden: die Schreibmaschine, die Schreie der Gefolterten. Bis dahin dachte ich noch ganz naiv 'Hoffentlich bist du Donnerstag wieder zuhause'. Mittlerweile diktierte mir die Angst eine andere Frage: 'Wirst du morgen noch leben?' Doch außer meiner Phantasie und den Geschichten der Gefolterten, die immer wieder zu uns geworfen wurden, passierte nichts. Sie nahmen meine Personalien auf, und am nächsten Morgen wurde ich nach Quatros Alamos (damals das Gefängnis der Geheimpolizei) transportiert. Mein ganzes Bestreben ging dahin, rauszukriegen, wo ich war.

In Quatro Alamos wurden wir zu viert in eine Zelle geworfen. Keiner traute sich zu reden. Erst jetzt kamen Gedanken an die Familie hoch, wie es ihnen geht. Der Schock, daß es Orte, wie das Privathaus gibt, saß tief in mir. Da wurde plötzlich die Tür aufgerissen und ein furchtbar zugerichteter Junge reingeworfen. Ich hab zuerst gar nicht realisiert, daß er gefoltert worden war. Er bat denjenigen von uns, der als Erster wieder draußen sein würde, seinen Vater zu benachrichtigen, daß er noch lebt. Das war der zweite Schock – die brutale Konfrontation mit der Realität, mit der Folter. Kurz darauf haben sie ihn wieder rausgezerrt – heute gilt er als verschollen.

Ich hatte noch keinen klaren Gedanken gefaßt, da wurde ich erneut in das Privathaus transportiert – doch mittlerweile war es mit Gefangenen überfüllt. Die Angst nahm mir den Atem. Immer wieder wurden frisch Gefolterte zu uns geworfen. Diejenigen, die schon länger da waren, kümmerten sich um sie: 'Komm, ist alles gut. Das Schlimmste hast du überstanden' Eine Frau gab mir ganz sachlich den Rat, nach der Strombehandlung kein Wasser zu trinken, das hätte verheerende Folgen. Ich sollte aufpassen, daß ich mir nicht auf die Zunge beiße. Ich hab mich tatsächlich bei ihr für den Tip bedankt und erst dann ist mir bewußt geworden, daß sie davon ausging, daß auch ich unumstößlich dran sein würde. Da war kein 'wenn' oder 'eventuell'. Bei jedem Schritt durchzuckte mich der Gedanke 'jetzt' – und es waren viele Schritte zu hören... Bedürfnisse, nach denen du sonst deinen Tag ausrichtest, wie essen, trinken, schlafen, waschen – sie sind wie weggewischt.

Und dann war ich dran. Vor mir stand ein Mann, den wir Colonel nannten: 'Mensch, Junge. Hast nen tollen Job, ne schöne Frau, einen gesunden kleinen Sohn, warum tust du das?' fing er jovial an. Da war mir klar, er war über mich informiert. Aus dem, was er zu mir sprach, versuchte ich rauszuhören, was sie wußten, was sie wollten. Egal, was ich antwortete, ich log angeblich. Und dann kam der erste Schlag von hinten. Unerwartet. Es war weniger der Stoß an den Kopf, der weh tat, vielmehr der Schock, der schmerzte. Nachdem er die gleichen Fragen immer wiederholt hatte, wurde er meiner müde. 'Bringt ihn zum Grill und gebt ihm ein paar Runden. Danach wieder zu mir.'

Ich mußte mich in einem Vorraum nackt ausziehen – ein schwieriges Unterfangen, blind und zum Teil gefesselt. Unbeschreibliche Scham stieg in mir hoch. Zwei Männer kamen rein. Einer schien der Meister zu sein, der seinen Gehilfen

einführte – in das Geschäft der Folterpraktiken. Ich konnte sämtliche Erklärungen, Techniken, welche Wirkungen sie haben, mitanhören. Alles ganz sachlich und nüchtern – und du weißt, daß sie all dies gleich mit dir machen werden. Ich mußte mich auf ein Bett aus Stahllatten legen, wurde festgebunden, es wurden viele Elektroden an mir befestigt, an den Armen, am Hoden und dem Penis – das war also der 'Grill' . Ohne eine Frage, eine Erklärung kam der erste Stromstoß. Das ist wie ein Schlag mit der Spitzhacke durch den ganzen Körper. Du schreist ganz automatisch, vergißt das Atmen. Nach kurzer Zeit hörst du das rhythmische Drehen der Maschine und weißt genau: Jetzt kommt der nächste Stromschlag. Und während der ganzen Zeit keine Fragen, nichts. Ich hab sehr schnell erleichtert registriert, daß mein Gehirn noch funktioniert und konnte für mich die Entscheidung treffen, zu entspannen, mich innerlich fallen zu lassen, ohnmächtig zu spielen – dann hörst du auch auf zu schreien. In dem Moment, wo die Folterer dachten, daß ich nicht mehr bei mir bin, haben sie sofort gestoppt. Ich war für sie ein zu kleines Licht, um zu sterben. Es gibt andere Fälle, da wurden Aufmüpfige noch auf dem 'Grill' per Kopfschuß liquidiert. Als ich reinging, war es 14 Uhr gewesen, als ich wieder rauskam 18 Uhr. Doch ich hatte das Gefühl für Zeit verloren. Wieder beim Verhör, immer noch nackt, kam der Nervenschock, das Weinen. Der Colonel war freundlich: 'Na, das Schlimmste hast du ja hinter dir'. Er bot mir eine Zigarette an und hielt mir eine Moralpredigt. Es ging ihm gar nicht um meine Antworten. Er wollte mich umerziehen.

Am Ende des Gesprächs mußte ich meine Augenbinde kurz lüften und mein angebliches Geständnis unterschreiben. Was das war, weiß ich bis heute nicht. Aber es liegt als beweisendes Dokument in meiner Akte vor.

Ich kam in eine 1,5 mal zwei Meter große Zelle, ohne Fenster – 15 Tage lang. In Spitzenzeiten 'lebten' wir hier mit 22 Mann. Solidarität war ein Begriff, den ich zuvor nur aus Büchern oder Filmen kannte. Jetzt wurde sie Realität, konnte ich sie erleben. Wir erzählten uns Geschichten, organisierten unser 'Leben' – bis hin zur Kloordnung, wer wann schläft. Wir arrangierten uns mit den Wärtern. Die Angst vor körperlichem Schmerz wich langsam aus mir.«

Hier hörte Georges auch ausführlich von anderen Foltermethoden. Da war das »U-Boot«: Der Kopf des »Verhörten« wird so lange unter Wasser gehalten, bis er zu ersticken droht. Oder das »Trockene U-Boot«: eine über den Kopf gestülpte Plastiktüte, die am Hals zugebunden wird. Angedrohte Erschießungen von Familienangehörigen und Scheinexekutionen .

Juan: »Sie bereiten alles genau so vor, als würdest du erschossen. Die Kommandos, dein letzter Wunsch, und dann die Schüsse. Ein Beamter stößt dir in dem Moment seinen Gewehrkolben in die Rippen, so daß du denkst: Ich bin getroffen, das ist der Tod. Und dann hörst du sie lachen. Wer würde in dem Moment nicht alles schwören.« Die ganz Hartnäckigen wurden auf den Exekutionsplatz zur Erschießung ihrer Kinder, Frauen, Mütter gebracht. »Am Schlimmsten ist es, wenn sie Angehörige quälen, die nichts getan haben und für etwas gefoltert werden, was du begangen haben sollst. Es ist mehr als ein unwissendes Familienmitglied nie wieder aufgetaucht, oder tot, als angebliches Opfer Krimineller, über irgendeine Mauer geworfen worden.«

Wenn ich sage, daß Georges und Juan bei den Erinnerungen an manche der Foltermethoden und der Spitznamen dafür lachten, klingt es unglaublich, abgebrüht, hart. Sie nannten es eine spezielle Art chilenischen Humors – ich empfand es als Sarkasmus, denn ihre Augen blieben stumm.

Für Georges war die Zeit der Folter vorbei. Nach einem kurzen Verhör kam er in das offizielle Gefängnis Tres Alamos. Insgesamt 25 Monate wurde er festgehalten, ohne rechtskräftiges Urteil.

Was ist geblieben? »Das Wissen um wahre Angst und um wahre Solidarität. Das Gefühl, niemand mehr zu sein, nur noch eine Sache, ein Körper, der dir nicht gehört, über den du keine Gewalt hast. Das Bedürfnis, leben zu wollen. Die Zeit mit meiner Frau, meinen Kindern (während Georges im Knast saß, wurde sein zweites Kind geboren) mehr zu nutzen, all das Versäumte nachzuholen.«

Und Haß, Rache? »Nein, komischerweise nie. Da stand ich 'drüber'. Ob es der Stolz war, ich weiß es nicht. Doch eines ist sicher: Hätte ich das alles nicht gerade in dieser Entwicklungsphase mit Anfang 20 erlebt, hätte sich mein politisches Bewußtsein peu a peu abgeschwächt, die Erhaltung des wachsenden Lebensstandards wäre an diese Stelle gerückt. Doch diese 25 Monate haben einen Reifungsprozeß in mir vorangetrieben, den ich in der Intensität nie erlebt hätte – oder erst nach Jahrzehnten.«

Er gab mir ein plattes, aber sehr einleuchtendes Beispiel: »Stell dir vor, von einem Tag zum anderen wird das Rauchen strafbar. 'Gut', sagst du dir 'hör ich eben auf' und hakst das Thema ab. Doch dann kommt die Regierung plötzlich auf die Idee, auch rückwirkend zu bestrafen. Das klingt unglaublich und paradox und du zweifelst an deinem Verständnis von Gerechtigkeit. Doch nicht wesentlich anders ist es mir ergangen.« Brisanter war die Lage bei Juan. Er hat weiter »geraucht«, obwohl er wußte, daß es bereits verboten war. Und dann auch noch als einer der führenden Köpfe einer Organisation, die sich u. a. für die Aufklärung der Menschenrechtsverletzungen in Chile einsetzt.

Im Gegensatz zu Georges kannte er die Folterpraktiken, hatte sich mit Ex-Häftlingen und Gefolterten aus aller Herren Länder darüber unterhalten. Es wurden mittlerweile Ratschläge schriftlich ausgearbeitet für Verhaltensmaßnahmen bei der Festnahme und der Folter. Juan lebte bereits lange Zeit im Untergrund, hatte etliche Hausdurchsuchungen hinter sich und

hörte fast täglich von Freunden und Bekannten, die inhaftiert, gefoltert und getötet wurden. Die Angst saß ihm ständig im Nacken.

»Doch trotz all der inneren Vorbereitungen war die Verhaftung ein Schock. Sie erwischten mich bei meiner Mutter, weil mein Vater drei Tage zuvor gestorben war«, beginnt Juan seine Geschichte.

Das Schema lief ähnlich ab, wie bei Georges – wie bei allen Festnahmen: Augen verbunden, verbale Brutalitäten, das Hören von Schreien Gefolterter, die Ungewißheit, wo man hinkommt, der Verlust des Körpergefühls. »Anfangs waren sie noch sehr kühl, aber freundlich. In mir war nur der eine Gedanke: 'Laß sie nicht die Kiste mit den Dokumenten finden'. Doch ihre schlagartig wechselnde, brutale Behandlung zerstörte all meine Hoffnung. Als ich auf dem Boden eines PKW's abtransportiert wurde, war neben der Angst nur das Gefühl 'Jetzt geht es los. Das ist die Mutprobe'. Welche Rolle sollte ich bei den Verhören spielen. Es gab zwei Möglichkeiten: den ungebeugten Helden zu markieren, stolz und ungebrochen aufzutreten. Von denjenigen, die diesen Weg wählten, leben heute nur noch die wenigsten. Oder du mimst den Dummen, darfst dabei aber auch nicht zu weit gehen, sonst fühlen sie sich auf den Arm genommen . Es ist ein Eiertanz. Nur daß die Eier kleine Bomben sind, die dich das Leben kosten können.

Ich wurde in einer Privatwohnung gründlichst einer Leibesvisitation unterzogen. Ein Arzt kam hinzu, um meinen körperlichen Zustand zu überprüfen, wieviel Folter ich aushalten würde. Er war sehr besorgt, weil ich eine seltene Operation hinter mir hatte. Mittlerweile waren die Folterpraktiken sehr ausgefeilt. Oberste Prämisse war: Keine sichtbaren Spuren hinterlassen, die als Beweise für Folter gelten. An diesem Tag hatte ich viel Zeit, mir Gedanken darüber zu machen, ob alles nach meiner Verhaftung geklappt hat, die Familie in Sicherheit ist.

Am nächsten Morgen das Verhör. Gleich bei den ersten Fragen und Behauptungen war mir klar 'Sie haben keine Ahnung'. Sie fragten nach Waffen, die es nie in unserer Organisation gegeben hat. Ich bin sofort in die Offensive gegangen, hab viel Verständnis für ihre Lage gezeigt und ihnen eine fiktive Geschichte über eine Absprache mit meinen Leuten erzählt, und daß ich jetzt ohne Probleme alles erzählen könnte. Meine Freunde hätten alle Vorbereitungen getroffen, da sie wüßten, daß ich eine Folter nicht durchstehen würde – ein gefährlicher Bluff. Die Männer waren über meine Redebereitschaft hocherfreut und ich wurde etwas ruhiger. Mit diversen Tricks habe ich sie dazu bekommen, daß ich mein Geständnis und die Informationen auf meiner Schreibmaschine niederlegen durfte. Ich mußte mit allen Mitteln verhindern, daß sie meine Handschrift zu sehen bekamen. Der dritte Tag verging mit der Niederschrift eines 23 Seiten langen 'Geständnisses' – eine Geschichte halb wahr und halb erfunden.«

Am vierten Tag war Juans »Schonfrist« vorbei: »Ich wurde in eine kleine Kammer geführt. Mußte mich nackt auf einen Stuhl setzen, bekam überall am Körper Elektroden angebracht und Schutzpolster, damit ich mir bei der 'Behandlung' nichts breche. Panik, als sie die Elektroden nicht nur im Genitalbereich, sondern auch am Kopf befestigten. Eine unendliche Einsamkeit und Ohnmacht stieg in mir hoch. Und dann ging es los. Ohne zu fragen. Nach jedem Stromstoß wurden Teile aus meinem Bericht hinterfragt. Ich hatte wahnsinnige Angst, die Kontrolle über meinen Kopf zu verlieren, und es kostete mich eine irre Anstrengung, mich an das eben Gesagte zu erinnern. Am fünften Tag ging es weiter.« Was Juan an diesem Tag erwarten sollte, überschritt seine bisherigen Phantasien. »Es war wohl ein Fehler, daß ich mich nach der ersten Folter beschwerte, daß sie unsere Abmachung gebrochen hätten.« Wer einmal den Spielfilm »Der Marathon-Mann« mit Dustin Hoffmann und Sir Laurence Olivier gesehen hat, bekommt vielleicht eine kleine Ahnung. »Sie haben mir meine verplombten Zähne aufgebohrt und sind mit Strom an den Zahnnerv gegangen. Das waren Momente, in denen ich mir ernsthafte Gedanken machte, ob das Sterben nicht leichter ist, als diese Folter durchzuhalten. Wo liegt meine persönliche Schmerzgrenze? Was kann ich noch aushalten? Mich rettete der Wille, stur bei meiner erfundenen Geschichte zu bleiben, mich voll darauf zu konzentrieren.«

Auch Juan ließ sich in diesem Moment fallen und spielte eine Ohnmacht. »Sofort hörten sie auf. Zu groß war ihre Angst, daß mir etwas 'Ernsthaftes' zustoßen könnte. Ich wußte, daß dies der letzte Tag war, den ich durchhalten mußte. Zu der Zeit konnte einen die CNI (Geheimpolizei) nicht länger als fünf Tage festhalten. Erst nach dieser unbeschreiblichen Tortur wurden die Fragen gestellt.«

Am Nachmittag kam der Chef der CNI persönlich zu Juan und fragte ihn, wie es ihm ginge. Juan lachte und erzählte, daß er gerade von der Folter käme. »Der Mann, dessen Bedeutung und Namen ich erst viel später erfuhr, hat sich furchtbar aufgeregt über meine schlechte Behandlung und verlangte sofort Essen und Zigaretten für mich. Noch am selben Tag bin ich einem Untersuchungsrichter vorgeführt worden. Was ich erst hinterher mitbekam: Mittlerweile waren bei der Regierung Pinochets über 300 Telegramme eingegangen, in denen aus dem Ausland meine Freilassung gefordert wurde.« Eines kam von Willy Brandt.

Was ist es, das diese beiden Männer, die nie jemanden getötet, verletzt oder beraubt haben, nicht hassen läßt, keine Rachegefühle in ihnen geweckt hat? Georges: »Dir wird in dieser Zeit klar, was du für diese Menschen bist. Du bist für sie kein Mensch aus Fleisch und Blut. Du bist der Feind, der ihre Existenz gefährdet. Und bevor dieser Feind sie zerstört, zerstören sie ihn. Die Männer, die uns gefoltert haben, waren nicht alle Monster, wie man sie sich vorstellt. Nur dieses

Feindbild, die Abstraktion zu diesem, hat sie dazu befähigt, ihren Mitmenschen solche sadistischen Qualen anzutun. Wie sonst willst du dir erklären, daß es Männer gibt, die ihre Zeit damit verbringen, daß sie neue, verfeinerte Foltermethoden erfinden und ausarbeiten – die in der ganzen Welt angewandt werden?«

Georges und Juan haben Jahre gebraucht, um wieder ein normales Selbstwertgefühl zu bekommen, sich als Mensch und Persönlichkeit neu zu definieren, ihren Körper und ihren Geist wieder in Einklang zu bringen. Und es ist noch lange nicht geschafft. Juan: »Heute noch, wenn ich es mit Behörden zu tun habe, kommt diese alte Unsicherheit und Ohnmacht in mir hoch, daß da irgendein Mensch so einfach über dein Leben bestimmen kann.«

Geblieben, neben dem Wissen um Angst, von einer Minute auf die andere keine Rechte und Würde mehr zu haben, sind die Alpträume und eine verfeinerte Sensibilität gegenüber Ungerechtigkeit und Ohnmacht, die sie immer zurückreißt in ihre Verletzbarkeit. Juan: »Wir schleppen unser ganzes Leben lang ein kleines, schwarzes Kästchen mit uns rum, in dem unsere Foltererlebnisse eingesperrt sind. Und manchmal springt es auf. . .«

Konkret 09/87, S. 20

Andreas Herzau

Jeder Schuß ein Treffer

Nicht nur mit Gewehren, auch mit Kameras wird geschossen. Die Ähnlichkeiten sind groß in Aussehen, Anwendung und Wirkung. Feindaufklärung. Feindvernichtung. Krieg. Er hat schon begonnen. In Kaufhäusern, Bahnhöfen, Schalterhallen, auf Straßen und bei Demonstrationen. Der Feind ist überall. Jeder soll sich als Feind fühlen. Und wer es nicht will, der ist gerade deshalb einer

Ende Juli demonstrierten in Westberlin etwa 800 Personen gegen den 4. Weltkongreß der rechtsradikalen Mun-Studentenorganisation C.A.R.P., der dann Anfang August im dortigen ICC stattfand. Neben den Knüppelhorden der Polizei, die vorgaben, einen »friedlichen Verlauf der Demonstration« zu garantieren, begleitete auch der polizeiliche Dokumentationstrupp die Demonstranten. Nach der Polizeidienstordnung 100 soll von dieser Truppe jeder Einsatz »möglichst umfassend von Film- (Videokameras zum Festhalten der Handlungsabläufe) und Fototrupps (Portraitaufnahmen mit Teleobjektiv von Straftätern) – auch in bürgerlicher Kleidung – dokumentiert werden. Rechtlich ist dies unbedenklich. Die Polizei darf Demonstranten fotografieren, auch wenn – neben unbekannten Straftätern – zu Beginn der Ermittlungen Personen erfaßt werden, die als Beschuldigte ausscheiden.« Neben dem Kamerateam der Polizei war – nicht gerade zufällig – auch ein Videoteam der Rechtsradikalen im Einsatz, die dafür bekannt sind, daß sie, der Polizei nicht unähnlich, ihr Bildmaterial auswerten und Gegner ihrer Organisation in ebenso beharrlicher Weise verfolgen und bestrafen.

Polizei und Rechtsradikale hatten nicht nur den gleichen Feind vor sich, sondern auch das gleiche Objekt ihrer Begierde: alle Personen, die ihr Gesicht mit einer Mütze schützten, die ursprünglich nur für Motorradfahrer gedacht war: die Sturmhaube – erhältlich in allen guten Motorradgeschäften und größeren Kaufhäusern – die einfache Ausführung aus Baumwolle für wenig, die bessere und hautfreundlichere aus Seide für etwas mehr Geld. Über den Kopf gezogen, meist in passendem Schwarz zum übrigen Outfit, läßt sie, außer den Augen, von einem Gesicht nichts mehr erkennen und soll so vor allzu guten erkennungsdienstlichen Portraitaufnahmen schützen. Die Sturmhaube ist, auch wenn sie als »Haßkappe« wie eine Firmenmütze getragen wird, erst einmal der – wie sich Ende Juli auch in Westberlin gezeigt hat – eher rührende Versuch, das Recht am eigenen Bild zu wahren. Denn die Tarnkappe wurde den 140 so Verkleideten zum Verhängnis. Nun konnte – ob der Wollmützen – die Polizei ihre Dienstverordnung nicht einhalten, und zudem lag auch durch das herrschende Vermummungsverbot eine Ordnungswidrigkeit vor. Denn selbst die Kameras mit allergrößter Brennweite nützten dem Dokumentationstrupp nichts. Sie konnten zwar die Vermummten fotografieren, deren Identität aber nicht erkennungsdienstlich erschließen. Ein Sondereinsatzkommando löste daraufhin mit einer kurzen Knüppelorgie die Demonstration auf, kesselte die 140 Getarnten ein und machte sie zum polizeilichen Abschuß frei. Dazu die Polizeidienstverordnung: »Der Einsatz von Fotografen ist bei Ausschreitungen u.ä. wegen der erforderlichen Nahaufnahmen nicht ohne Risiko; eine enge Zusammenarbeit mit Sicherungskräften muß angestrebt werden.«

Die Festgenommenen wurden von hinten an den Haaren vor die Kamera gezerrt – der Fototermin vollstreckt. die Bilder geschossen. Frauen wurden von Beamten mit großer Freude durchsucht und einer Demonstrationsteilnehmerin wurde zur Beweissicherung, die Motorradmaske mit Gewalt wieder über den Kopf gezogen, gemäß der Logik, daß erst die polizeilich angeordnete Vermummung diese endgültig zur Ordnungswidrigkeit macht. Die Opfer dieser polizeilichen Mißhandlung sind eindeutig identifiziert worden. Die Täter, vermummt in ein einheitliches Weiß-Grün, waren lediglich an der Anzahl der Playboyhäschen auf den Helmen zu unterscheiden. Auch das ein Versuch, das Recht am eigenen Bild zu wahren.

Erstmals wurde auf diese Weise in Westberlin das Vermummungsverbot so rigoros geahndet. Doch schon 1982, als Westberlins Polizeiführung, als erste, ein solches Verbot für Demonstranten aussprach, gab es klare Handlungshinweise. Der damalige Polizeipräsident Westberlins, Hübner, sagte, auf die zu erwartenden Eskalationen angesprochen: »Wo Menschen aufeinandertreffen in Situationen, die psychologisch hoch angeheizt sind, da sind die Folgen nicht immer mit den Maßstäben der Ästhetik zu messen.«

Der jetzige Ruf Möllemanns (FDP), die GSG-9-Helden von Mogadischu auf Demonstrantenhatz zu schicken, wird so dafür sorgen, daß die Situation bei Demonstrationen nicht nur angespannt bleibt, sondern in einem Maße eskaliert, daß es offensichtlich wird, wie das vorgebliche Bemühen der Polizei, den »friedlichen Verlauf einer Demonstration« zu garantieren, zu einer kriegerischen Aktion unter Einsatz paramilitärischer Verbände gerinnt, in deren Verlauf jeder Demonstrant, wie gutgläubig er auch auf das gesetzlich verbriefte Demonstrationsrecht pochen mag, zum Feind wird, gegen den ein Angriffskrieg zu führen ist, um ihm die Maske vom Gesicht zu reißen, ihn zu identifizieren, auszuschalten, zu vernichten.

Es ist kein Zufall, daß Aufklärung über Demonstrationen paramilitärisch betrieben wird. Fotografie hat von Anbeginn auch solchen Zwecken gedient. Früh schon, Ende vergangenes Jahrhundert, werden unter dem Druck der Militärstrategen Fotoapparate für Ballons, Drachen und Tauben entwickelt, um aus der Luft die feindlichen Linien zu erforschen. Diese Form der Observierung kam auch gleich bei den ersten größeren Demonstrationen im damaligen Deutschland zum Einsatz.

Am 7. Februar 1910 wurde ein geheimer Erlaß des preußischen Innenministers herausgegeben, wonach »bei Gefährdung der öffentlichen Ordnung, Straßendemonstrationen und derengleichen zum Zwecke des einwandfreien Nachweises des Verlaufs der Ruhestörung, Demonstrationen usw. photografische Aufnahmen an geeigneter Stelle erfolgen sollen.« Die damaligen Auseinandersetzungen hatten dabei eine Härte und Folgen, die heute kaum mehr vorstellbar sind: Kriegsverletzungen.

Noch im gleichen Monat lobte die Zeitschrift »Die Polizei« den geheimen Erlaß des Innenministers »als eine vortreffliche Waffe gegen die immer wiederkehrende Behauptung der Sozialdemokraten, daß die Polizeibeamten die Angreifer und Urheber der Zusammenstöße waren.« Auch über die Wahl der Waffen machte sich die Polizei damals Gedanken: »Man wird sich dazu natürlich nicht eines gewöhnlichen Apparates, sondern etwa der mit Krimstechern verbundenen Geheimapparate bedienen müssen. Wo Ansammlungen erwartet werden, wird ein mit einem solchen Apparat ausgestatteter Beamter (...) etwa von einem Fenster aus zu seinen Aufnahmen Posten fassen können.« Waren die Fotos auch noch oft unscharf und wenig geeignet, einzelne Menschen aus einer großen Menge zu identifizieren, so war das Ziel solcher Dokumentationen schon klar: die Ausforschung, Observierung und Identifizierung des Staatsfeindes.

Daran hat sich bis heute wenig geändert. Lediglich die Methoden sind schlauer und die technischen Möglichkeiten besser geworden. Die Videotechnik brachte 1971 erst die Voraussetzung für optimale Überwachung. Dank dieser Entwicklung konnten zum Beispiel in Hamburg an 45 wichtigen Straßen und Plätzen fest installierte Videokameras angebracht werden, die rundherum auf eine Entfernung bis zu 40 Metern Portraitaufnahmen direkt in die Verkehrsleitzentrale der Polizei liefern können. Sie dienen nicht nur zur Überwachung des Verkehrs, sondern versorgen die Polizei auch schon mal mit Daten über Demonstrationen oder können bei einer gezielten Fahndung die wichtigsten Teile der Stadt nach einem Gesuchten abgrasen.

Doch den allzeit bereiten Fahndern und Spitzeln war auch dies nicht genug. Die Kameras konnten noch nicht überall, jederzeit und unter allen Bedingungen eingesetzt werden. Ein 1979 gegründetes »Technisch-optisches Erprobungs- und Entwicklungslabor« des BKA schloß mit Hilfe des Verfassungsschutzes, des BND und der Industrie diese Defizite mit Erfolg.

Sechs Monate lang wurden drei verschiedene Orte, unter ihnen die Villa des Generals Frederik J. Kroesen, überwacht. Eine eigens dafür installierte Laserstrecke zwischen Mannheim und Heidelberg lieferte die Bilder in bester Qualität in die Observationszentrale einer Heidelberger Wohnung. Hier wurde dann alles und jeder überprüft. Ein konkretes Fahndungsziel gab es nicht und doch war jeder, der in die Reichweite der Kamera gelangte, verdächtig. Das später verübte Attentat auf General Kroesen mit einer Panzerfaust ist so wohl auch diesen Fahndern eine nachträgliche Genugtuung gewesen.

Mittlerweile ist die Technik noch besser, schneller und allumfassender geworden, das Ziel ist gleich geblieben: die Erkundung und Identifizierung des Feindes oder des anfangs zwar Unbekannten, aber durch die Observierung mindestens verdächtig gemachten Bürgers. Egal ob das der harmlose Kunde eines Kaufhauses, der Reisende auf dem Bahnsteig oder der Demonstrant ist, jeder wird ausgespäht, registriert und identifiziert, jeder wird als potentieller Verbrecher behandelt und hat sich – so soll es ganz im Sinne der allgegenwärtigen Repression auch sein – als Verbrecher zu fühlen. Weitere Fortschritte kündigen sich an. Fernseh- und Videosysteme mit doppeltem Auflösungsvermögen wie das herkömmliche, die Digitalisierung der Video- und Fotobilder. Damit ist nicht nur eine rationellere Verwertung des Materials möglich, sondern es können Bilder, zum Beispiel von Demonstranten, in beliebiger Weise nach Bewegungsmustern und charakteristischen Merkmalen zerlegt, gespeichert und nach beliebigem Wunsch wieder zusammengesetzt werden. Für eine interessengerichtete Beweisführung ein unbegrenztes Betätigungsfeld.

So könnten dann mit Hilfe dieser Methode in den Videolabors der Fahnder Beweise kredenzt werden, die selbst das Niveau von Kunstvideos übersteigen. Einem fehlenden Fahndungserfolg wäre auch schnell Abhilfe geschaffen. Zum Beispiel mangelt es dem Sonderfahndungsdienst »Energie und Bahn« immer noch an vorzeigbaren Erfolgen gegen die Sägefische, die im vergangenen Jahr an einigen Stromtrassen in der Republik vielen Strommasten in die Horizontale verholfen haben. Jetzt sind diese neuralgischen Punkte der Atomstromversorgung mit Infrarotkameras ausgestattet worden und können so die Fahnder mit bestem Bildmaterial versorgen, mit dem dann aus so manchem Verdächtigen ein überführter Täter werden könnte.

Erst soll aber denjenigen der Garaus gemacht werden, die sich der Videoerfassung bei Demonstrationen mit einem Strumpf über dem Kopf widersetzen wollen. Mit den schwarzen Masken sind diese leicht erkennbar, eine Feindaufklärung ist für den Staat nicht mehr nötig, der steht sowieso fest: »Der Vermummte als Feigling der Gesellschaft ist das Gegenbild zum liberalen Bürger, der mutig und offen für seine Überzeugung eintritt«, meint mit ritterlichem Gehabe der bayerische FDP-Landesvorsitzende Brunner. Er möchte diesen Verstoß gegen die Bekleidungsvorschrift auch gerne zum Straftatbestand machen. Wer sich dann noch nicht verdächtigen läßt, der ist ein Verbrecher und wird von den GSG 9 zur Exekution vorgeführt: Anlegen! Fertig? Klick.

Konkret 09/87, S. 22

Martin Kutscha

Ausgezählt

Das Volk wird immer noch ausgezählt. Doch die Bereitschaft des Volkes zur Mitarbeit hält sich in Grenzen. Volk stellt sich dumm. Die Volkszähler schließen daraus, daß die Fragen zu schwer für das Volk seien. Sie haben sich auch diesmal getäuscht.

Die Zimmermann-Riege und die Volkszählungsplaner verbreiten immer noch Optimismus. Schon kurz nach dem Stichtag, dem 25. Mai, wußte der Innenminister, daß die Volkszählung ein voller Erfolg sei. »Wir sind selbst überrascht«, jubelte auch der Leiter des Hamburger Statistischen Landesamts Hruschka, die Zählung in Hamburg sei »völlig reibungslos« verlaufen.

Einen Pluspunkt können die Volkszählungsstrategen immerhin für sich verbuchen: Die Hoffnung mancher Volkszählungsgegner, ein Zehntel der bundesdeutschen Bevölkerung werde sich am demonstrativen »harten Boykott« beteiligen, hat sich offensichtlich nicht erfüllt. Zwar haben Hunderttausende ihre Bögen bei den Sammelstellen der Initiativen abgegeben und damit ihre Ablehnung der Totalerfassung demonstrativ zum Ausdruck gebracht, aber ein Teil der Menschen, die der Volkszählung skeptisch gegenüberstehen, hat sich zu diesem Schritt nicht entschließen können. Läßt sich deshalb schon von einem Erfolg der Volkszählungsbetreiber sprechen?

Wohl kaum – fast in keinem Ort ist die Erfassungsaktion nach Plan gelaufen. Noch Monate nach dem Stichtag warten die Bewohner einzelner Großstadtbezirke, etwa in Hamburg oder Westberlin auf die Volkszählungsbögen, weil »Erhebungsstellen« den Überblick verloren haben und im Organisationschaos versinken. Auch fehlt vielen Zählern der rechte Arbeitseifer. Mehr als die Hälfte der Befragten wollten die Bögen mit der Post zurückschicken. Millionen von Rücksendeumschlägen mußten eilig bei der Bundesdruckerei nachbestellt werden. Wegen der postalischen Rücksendung fielen auch Prämien für die Zähler häufig schmaler als erwartet aus.

Viele Menschen haben die Möglichkeit, die Bögen in Ruhe selbst auszufüllen, offenbar genutzt. sich die Antworten auf die einzelnen Fragen genau zu überlegen. Das Ergebnis ist auf den ersten Blick erstaunlich: 60 Prozent der Bögen oder mehr sind falsch ausgefüllt. Unter den zurückgeschickten Bögen, klagte z. B. der Leiter der Erhebungsstelle Regensburg, gäbe es »fast keinen, der richtig ausgefüllt ist«. Die Statistiker hatten hierfür schnell eine Erklärung parat. Manche Fragen seien nicht leicht zu interpretieren und von der Bevölkerung nicht richtig begriffen worden.

In der Tat, die Beantwortung mancher Fragepositionen erfordert komplizierte Berechnungen oder sogar Rückfragen bei der Erhebungsstelle. So geht z. B. aus der Anleitung zum Ausfüllen nicht hervor, ob bei der anzugebenden Monatsmiete auch die anteilige Grundsteuer, die Hausversicherung und die Kosten für den Hausmeister einzubeziehen sind.

Freilich waren es in den meisten Fällen weitaus einfachere Fragen, die falsch oder häufig auch gar nicht beantwortet wurden. »Mangelnde Intelligenz« der Befragten scheint besonders häufig in Groß- und Universitätsstädten vorzukommen, dort reichen die Fehlerquoten bis 80 Prozent. Sollte etwa, was sich die Statistiker gar nicht vorstellen können, ein Großteil der Falschangaben *absichtlich* geschehen sein?

Diese Vermutung wird durch mancherlei Fälle bestätigt, die aus den streng abgeschotteten Erhebungsstellen ins Licht der Öffentlichkeit drangen: Da gab ein Bürger aus dem Kreis Heilbronn an, seine Wohnung sei 999 Quadratmeter groß und koste eine Mark Miete. Eine Hausfrau kennzeichnete ihre berufliche Stellung, entgegen dem statistischen Rollenbild, als »selbständig«. Eine achtzigjährige Dame in Hamburg fährt laut Angabe mit dem Motorrad zur Arbeit und bezahlt DM 1850 Monatsmiete. – Etliche zurückgeschickte Umschläge waren leer; die Erhebungsstelle München fand in einem der Kuverts statt der erwarteten Bögen eine Handvoll Suppennudeln in Buchstaben und Zahlenform als wirksam anonymisierter Datensatz. Der gewaltige Werberummel, die größte »Öffentlichkeitsaktion« der Bundesregierung seit Bestehen der Republik, hat es nicht vermocht, die Zweifel am Sinn dieser Totalerhebung zu zerstreuen. Das Erleben eigener Arbeitslosigkeit, von Umweltzerstörung oder eines brutalen Polizeieinsatzes bildet schließlich nicht gerade eine solide Basis für das Vertrauen in staatliche Verheißungen. Viele können es sich nicht mehr vorstellen, daß die Volkszählungsdaten als Grundlage für die Senkung der Arbeitslosigkeit oder für die bessere Ausstattung des öffentlichen Nahverkehrs genutzt werden.

Mit dem nachlässigen, bewußt falschen oder unvollständigen Ausfüllen der Fragebögen wurde von vielen Menschen »Widerstand der kleinen Münze« geleistet, eine Form der Renitenz, die sich nur schwer sanktionieren, aber eben auch leicht totschweigen läßt. Im Ergebnis jedenfalls ist aus der Volkszählung ein massenhaftes Mißtrauensvotum gegen die Regierung und die staatlichen Institutionen geworden.

Auch durch die jetzt anlaufenden kostenaufwendigen Rückfragen dürfte es kaum möglich sein, das Problem der Falschangaben in den Griff zu bekommen. Viele Fehler lassen sich durch die Plausibilitätskontrollen gar nicht aufspüren, und auch Drohungen und Zwangsmaßnahmen zeitigen nicht immer das erhoffte Ergebnis. Wie heißt es doch noch richtig

im Volkszählungsurteil des Bundesverfassungsgerichts? »Da staatlicher Zwang nur begrenzt wirksam werden kann, wird ein die Interessen der Bürger überspielendes staatliches Handeln allenfalls kurzfristig vorteilhaft erscheinen; auf Dauer gesehen wird es zu einer Verringerung des Umfangs und der Genauigkeit der Informationen führen«. Wegen der regional höchst ungleichen Fehler- und Ausfallquoten werden statistischen Ausgleichsverfahren von Experten wenig Chancen eingeräumt. Die renommierte Vereinigung Demokratischer Juristinnen und Juristen (VDJ) und andere Organisationen haben also recht, wenn sie die Volkszählung als statistisch weitgehend gescheitert betrachten.

Dennoch ist die Auseinandersetzung längst nicht zu Ende. Mittlerweile wird die zweite Runde eingeläutet, in den Flächenstaaten mit einem geringeren Verweigererpotential eher als in den »problematischen« Großstädten. Wo die Akzeptanz fehlt, soll nun staatlicher Zwang die Säumigen zur Abgabe der Bögen bewegen. Dabei geht es nicht so sehr um die Vervollständigung statistischer Ergebnisse als um die Disziplinierung unbotmäßiger Teile des Volkes. Der Gesetzesvollzug wird zum Selbstzweck, der dem Bürger abverlangte Akt zum »Symbol einer Unterwerfungshandlung« (Hoimar v. Ditfurth), zum erzwungenen Gruß vor dem Geßlerhut. Staatlicher Durchsetzungswillen soll demonstriert, Widerstrebenden soll gezeigt werden, wer hier Herr im Haus ist und das letzte Wort hat.

Die Boykottinitiativen haben sich auf die kommenden juristischen Auseinandersetzungen vorbereitet. Sie empfehlen, gegen die Heranziehungsbescheide Widerspruch bei der Erhebungsstelle und zugleich einen Antrag auf Anordnung der aufschiebenden Wirkung des Widerspruchs beim Verwaltungsgericht zu stellen. Viele engagierte Volkszählungsgegner wollen allerdings nicht beim juristischen Widerstand stehen bleiben, sondern diskutieren derzeit, wie die Verteidigung der Freiheitsrechte gegen den sich formierenden Überwachungsstaat politisch weitergeführt werden kann. Auch innerhalb der Gewerkschaften war und ist die Volkszählung Auslöser für Kontroversen um das Verhältnis von Demokratie und Staat. Erste Ansätze für eine Bündelung des Engagements verschiedener Gruppierungen zu einer neuen Demokratie- und Bürgerrechtsbewegung in der Bundesrepublik werden inzwischen erkennbar.

Arbeitslos, zumindest im Hinblick auf den konkreten Anlaß, wurde inzwischen die Vobo-Initiative von Wettringen im Münsterland. Die dortige Erhebungsstelle verzichtete auf die Einleitung von Zwangsverfahren gegen Boykotteure. Der gute Kontakt der Gemeindeverwaltung zu den Bürgern, so hieß es, solle nicht gefährdet werden. Ein Vorbild in Sachen demokratischer politischer Kultur, diesmal aus der Provinz statt aus den Metropolen – warum nicht?

Konkret 09/87, S. 26

Michael Schilling; Klaus Körner

Mit Spalterflagge und Becherhymne für Pieckistan

Erich Honecker kommt. Ein Musikkorps der Bundeswehr spielt die DDR-Hymne, vor dem Kanzleramt weht die DDR-Fahne, wenn das Staatsoberhaupt der DDR in der Bundeshauptstadt empfangen wird. Sieht ganz so aus, als ob es die DDR wirklich gäbe. Wie hat es bloß dahin kommen können? Michael Schilling und Klaus Körner (Dokumentation) präsentieren Fundstücke einer Ausgrabung

Die DDR wurde am 7. Oktober 1949 gegründet? Aber nicht mit uns! Am 21. Oktober 1949 sagte Konrad Adenauer, Kanzler der ebenfalls frisch gegründeten Bundesrepublik Deutschland, was dort drüben Sache sei:

Die nunmehr geschaffene Organisation der Sowjetzone...Die Ausrufung des Oststaates...dieses merkwürdigen Staatsgebildes im deutschen Osten...Aus dieser Grundeinstellung erklären wir, daß die offiziellen Verlautbarungen aus der Sowjetzone für Deutschland keinerlei Wirksamkeit haben, wobei ich, lediglich beispielsweise, vor allem an die für uns völlig undiskutierbare Oder-Neiße-Linie erinnern möchte.

Für die SPD-Opposition antwortete der Abgeordnete Herbert Wehner:

Die sogenannte Deutsche Demokratische Republik...Die sogenannte Sozialistische Einheitspartei...Sowjet-Preußen...Jenes angebliche Staatsgebilde...

Und der Sozialdemokrat Neumann sprach am 3. November:

Die Ostzone...Berlin-Pankow, der Sitz Wilhelms III...Das Sowjet-Protektorat....

Mit Wilhelm III. war das DDR-Staatsoberhaupt Wilhelm Pieck gemeint, aus dessen Namen das antikommunistische Blättchen »Tarantel« für die »Ostzone« die Bezeichnung »Pieckistan« bildete. Fünf Jahre später, am 7. April 1954, antwortete Bundeskanzler Adenauer im Bundestag auf die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der UdSSR und der DDR:

Mit dieser Erklärung sucht die Sowjetregierung den Anschein zu erwecken, daß der von ihr besetzte Teil Deutschlands ein selbständiges, souveränen Staaten gleichgestelltes Staatswesen geworden sei Die sowjetische Erklärung vermag jedoch nichts gegen die Tatsache, daß es nur einen *deutschen Staat gibt, gegeben hat und geben wird, und daß es einzig und allein die Organe der Bundesrepublik Deutschland sind, die heute diesen niemals untergegangenen deutschen Staat verkörpern.*

(Beifall im ganzen Hause).

Niemals werden wir uns mit der Spaltung Deutschlands abfinden und die Existenz zweier deutscher Staaten hinnehmen.

(Lebhafter Beifall.)

In der Bundestagssitzung vom 11. März 1954 hatte sich der Abgeordnete Dr. Rinke (CDU/CSU) bereits über die »irreführende Bezeichnung 'Ostzone´« beschwert, da dort nicht der Osten, sondern die Mitte Deutschlands sei, und war dafür vom »Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen«, Jakob Kaiser, gelobt worden:

Ich begrüße diese Anfrage des Kollegen Dr. Rinke. Dadurch ist mir die Möglichkeit gegeben, auch vor dem Deutschen Bundestag zum Ausdruck zu bringen, für wie wichtig ich eine zutreffende Bezeichnung der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands halte... Der deutschen Öffentlichkeit muß bewußt bleiben, daß nicht die Sowjetzone der Osten Deutschlands ist... Die »sowjetische Besatzungszone« ist Mitteldeutschland. Deshalb ist es sachlich und politisch unrichtig, dieses Gebiet als »Ostzone« zu bezeichnen.

Am 17. Dezember 1959, die DDR war gerade zehn Jahre alt geworden, erließ die Bundesregierung Richtlinien:

Gegen das Zeigen der Spalterfahne...Einheitliches polizeiliches Einschreiten gegen das Zeigen der Sowjetzonenfahne... Ein polizeiliches Einschreiten ist erforderlich, wenn die Fahne in der Öffentlichkeit gezeigt wird. Hierunter fallen auch Sportveranstaltungen, Ausstellungen und Messen.

Ebenso verpönt war das Abspielen, Singen und Pfeifen der DDR-Nationalhymne, die – nach dem Namen ihres Textdichters Johannes R. Becher – stets »Becherhymne« genannt wurde. Aber nicht nur die Bundesregierung, auch Politiker der Opposition und Organisationen wie die »Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit« suchten und fanden immer neue, noch schönere Namen für die Sogenannte:

Die Pankower Sowjetrepublik

hieß ein Titel der »Roten Weißbücher« von 1953, und der legendäre SPD-Vorsitzende Kurt Schumacher konnte es fast noch besser:

Die deutschen Beauftragten der Sowjetrussen in Pankow...Herrschende Horde in der Ostzone...Die Sowjets und ihre deutschen Kulis...Die Elemente der sogenannten Staatsführung...Die Staatspräsidentenmarionette der Zone...Regierende Clique...Die deutsch-sowjetische Besatzungszone...Das System von Pankow ist die völlige Entdeutschung...der Politik. (Beifall bei der SPD, in der Mitte und rechts.) Die sowjetische Scheinregierung...

Oder der legendäre Westberliner Bürgermeister Ernst Reuter (SPD):

Die sogenannte Ostregierung...Die Usurpatoren des Ostens...Diese Stadt (Westberlin) ist ein Pfahl im Fleische des satanischen, teuflischen Systems, das uns und die Welt vom Osten bedroht...

Im Februar 1961, ein halbes Jahr vor dem Bau der Mauer, erließ der Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen

Richtlinien für die Schreibweise von Namen, die Bezeichnung von Gebieten und Grenzen und die Darstellung der deutschen Grenzen in Karten und Texten.

Darin hieß es unter IV., 1:

Die Demarkationslinie zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands ist als »Demarkationslinie zur Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands«, in Kurzform als »SBZ-Demarkationslinie« zu bezeichnen.

Nach dem Mauerbau, am 18. August 1961, im Bundestag:

Dr. Adenauer, Bundeskanzler: Das Ulbricht-Regime...

Die Zonenmachthaber...

Dr. Krone (CDU): Die Zone als riesiges Konzentrationslager mit Stacheldraht abgesperrt...

Ollenhauer (SPD): In dem großen Konzentrationslager der Stacheldrähte und Panzer...

Fünf Jahre später wurde in Bonn die Große Koalition aus CDU/CSU und SPD unter dem Kanzler Kurt Georg Kiesinger gebildet. Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen wurde Herbert Wehner (SPD), der erklärte, er wolle kein »Nomenklatur-Einhalte-Obermeister« sein:

Ich denke nicht daran, daß es die Aufgabe eines Ministers für gesamtdeutsche Fragen sein kann, Sprachregelungen verfügen zu wollen.. . Die sowjetisch besetzte Seite Deutschlands... Es ist der sowjetisch besetzte Teil. ..

Andererseits hatte die Regierung beschlossen, »Kontakte mit den Behörden im anderen Teil Deutschlands« aufzunehmen, und zu diesem Zweck schrieb Kanzler Kiesinger Briefe

An den Vorsitzenden des Ministerrates

eines namenlosen Staates, und erklärte im Bundestag am 13. Oktober 1967:

Gut, wir erkennen natürlich, daß sich da drüben etwas gebildet hat, ein Phänomen, mit dem wir es zu tun haben, ein Phänomen, mit dessen Vertretern ich in einen Briefwechsel eingetreten bin, ein Phänomen, mit dem wir bereit sind..., Kontakte aufzunehmen, Vereinbarungen zu treffen.

»Das Entscheidende« sei nur, die Kontakte so zu handhaben,

daß niemand in der Welt sie dahin mißverstehen kann, als ob wir die völkerrechtliche Anerkennung oder auch nur die De-facto-Anerkennung des anderen Regimes wollten.

Und – auf eine Bemerkung des Abgeordneten Mischnik – noch einmal Kiesinger (am 14. März 1968):

Eine kleine philologische Bemerkung: Es ist gesagt worden, ich hätte in meinem Bericht über den anderen Teil Deutschlands eine sehr differenzierte Nomenklatur verwendet. Bald hätte ich »Ostberlin« gesagt, bald »die Machthaber drüben«, bald »der andere Teil Deutschlands«, und – man höre und staune – ich hätte sogar »DDR« gesagt.

(Zuruf von der FDP: Ohne Anführungszeichen!) Nun, meine Damen und Herren, . . .die eine Stelle heißt: Es gibt kein »Staatsvolk der DDR«. Ich glaube es war ganz klar – ich kann ja schließlich nicht gut »Anführungsstriche« sagen – , daß hier der drüben verwendete Begriff »Staatsvolk der DDR« polemisch apostrophiert worden ist.

Inzwischen war die »Anerkennungspartei« immer stärker geworden. Sogar der »Spiegel« hatte schon 1965 seine ständige Rubrik »Sowjetzone« eingestellt, im Sportteil der »Frankfurter Rundschau« wurden DDR-Sportler nur noch sporadisch »Zonenringer« oder »Zonenradler« genannt, und nur die Blätter des Springer-Verlages blieben hartnäckig dabei, die DDR stets in Anführungszeichen zu setzen. 1969 wurde Willy Brandt Bundeskanzler und erklärte:

20 Jahre nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland und der DDR müssen wir...versuchen, über ein geregeltes Nebeneinander zu einem Miteinander zu kommen.

Und ein gehöriges Durcheinander anzurichten:

Die Bundesregierung...bietet dem Ministerrat der DDR erneut Verhandlungen beiderseits ohne Diskriminierung auf der Ebene der Regierungen an. . . Eine völkerrechtliche Anerkennung der DDR durch die Bundesregierung kann nicht in Betracht kommen. Auch wenn zwei Staaten in Deutschland existieren, sind sie doch füreinander nicht Ausland.

Den Höhepunkt erreichte dieser Veitstanz im Urteil des Bundesverfassungsgerichts über den Grundlagenvertrag zwischen der DDR und der BRD:

Das Besondere dieses Vertrages ist, daß er zwar ein bilateraler Vertrag zwischen zwei Staaten ist, für den die Regeln des Völkerrechts gelten und der die Geltungskraft wie jeder andere völkerrechtliche Vertrag besitzt, aber zwischen zwei Staaten, die Teile eines noch immer existierenden, wenn auch handlungsunfähigen, weil noch nicht reorganisierten umfassenden Staates Gesamtdeutschland mit einem einheitlichen Staatsvolk sind, dessen Grenzen genauer zu bestimmen hier nicht nötig ist.

Daran knüpft Helmut Kohl an, als er erstens in seiner Regierungserklärung beteuerte:

Die DDR, meine Damen und Herren, kann sich darauf verlassen, daß wir zu übernommenen Verpflichtungen stehen. Und wir erwarten, daß sich die DDR ebenfalls an Inhalt und Geist dieser Verträge hält.

Und zweitens den Geist dieser Verträge so auslegte:

Es handelt sich um ein politisches Regime, das immerhin über zweitausend unserer Landsleute als politische Gefangene drüben in der DDR in Gefängnissen und Konzentrationslagern hält.

Das müsse man bei Verhandlungen mit Vertretern dieses Regimes berücksichtigen. Demnach wäre noch offen, ob unter den Klängen der Becherhymne in Bonn die Spalterfahne aufgehängt werden soll oder der Staatsratsvorsitzende der DDR. Es ist keine Frage, was die Gastgeber lieber täten. Aber danach fragt sie keiner mehr.

Konkret 09/87, S. 28

Günter Amendt

Tod, wo ist dein Seller? Zweiter Teil

Jetzt sind auch die Heterosexuellen dran. Frau Süßmuth will ihr Sexualleben empirisch erfassen. Mehrere Millionen Mark ist ihr diese Absicht wert. Gloubt man dem »Spiegel«, dann hat der Psychiater Klaus Pacharzina das Rennen um die Forschungsmillionen für sich entschieden. Dem Fernsehzuschauer ist Pacharzina als Autor der ZDF-Serie »Sexualität heute« halbwegs bekannt. Halbwegs, weil die zweite Hälfte seines Beitrags dem Publikum vorenthalten wurde. Sie war zu und zu dürftig.

Den Lesern des KONKRET-Sonderheftes »Operation Aids« ist Pacharzina als Herausgeber des Rowohlt-Buches »AIDS und unsere Angst« bekannt. Dazu Annegret Klevenow unter der Überschrift »Tod, wo ist dein Seller?!« Es ist ein oberflächliches, völlig überflüssiges Buch. Der Titel erweckt den Anschein, als hätten die Autoren begriffen, worum es geht; aber dieses Versprechen wird nicht eingelöst. Stattdessen stolpert der Leser durch ein Sammelsurium von wahllos aneinandergereihten Einzeltexten... Besonders peinlich sind die Gespräche Pacharzinas. Als Psychiater spricht er mit einem Aids-Kranken und betrachtet neidisch dessen Bibliothek. Das ist besonders geschmacklos voyeuristisch, denn »zwei Wochen später war Manfred K. tot.« Ein weiteres Gespräch führt Pacharzina in diesem Fall nicht als Psychiater – mit der Prostituierten Sabrina. Beide Gespräche sind Lehrbeispiele dafür wie Angehörige von Minderheiten und Sterbende gnadenlos dem Blick der Öffentlichkeit preisgegeben werden.

Und im übrigen wird Pacharzina das Rennen um die Forschungsmillionen nicht machen, weil ein solches nicht stattfinden wird. Volkmar Sigusch und Gunter Schmid haben als Vertreter der Institute in Frankfurt und Hamburg der Ministerin zu Protokoll gegeben, »daß wir zur Mitarbeit an einer solchen Untersuchung nicht zur Verfügung stehen«.

»Prinzipiell gaben wir zu bedenken«, schreibt Gunter Schmidt in einem Leserbrief an den 'Spiegel', »daß unseres Wissens bisher in keinem Staat der Welt von Staats wegen oder im Stastsauftrag eine Gesamtbevölkerung mit dem Ziel untersucht worden ist, den intimsten Lebensbereich der Menschen, statistisch differenziert noch allen demographischen Gruppen und sozialen Schichten, zu erfassen. Ein derartiger Zugriff ist ethisch höchst problematisch, zudem Aids-epidemiologisch nicht zu begründen.« Wer sagt's denn?

Konkret 09/87, S. 28

Heike Wilms-Kegel

Mit Aids leben

Die Grünen und die Politik mit der Seuche

Mir wird von Grünen häufig vorgeworfen, daß ich mich von der Süßmuthschen Aids-Politik distanzierte, obwohl sie doch Gauweiler'sche Maßnahmen verhindert habe. Offenbar haben viele die Koalitionsvereinbarungen nicht gelesen und Frau Süßmuths Äußerungen nicht zugehört, sonst wäre ihnen klar, daß sich beider Ziele nicht unterscheiden. Frau Süßmuth geht den Weg nur weniger brutal und direkt, dafür ist er mehr auf Intellektuelle zugeschnitten. Auch wenn die katholische Kirche die Kondompropaganda der Gesundheitsministerin verurteilt, so ist ihre Aufklärung doch moralisierend. Jeder soll sich und andere schützen, wie Sexualität gelebt werden muß, wird vorgesagt, wer dagegen verstößt, ist unmoralisch, ungehorsam und hat Strafe verdient. Die Gesellschaft wird damit in zwei Gruppen geteilt: Die eine schützt sich und andere und ist damit geschützt vor Virus, Benachteiligung und Verachtung. Die andere schützt sich und andere nicht (immer) und ist damit ungeschützt vor Krankheit, Diskriminierung und staatlichen Sanktionen.

Ich habe nichts gegen Aufklärung, sie sollte nur viel früher, gezielter und tabufreier stattfinden. Eine staatliche Kampagne zur Verhaltensänderung halte ich jedoch für absurd. Eine Verhaltensänderung, die nicht aus eigenem Entschluß stammt, sondern die per Regierungsprogramm verordnet wird, wird nie dauerhaft wirksam sein. Darüber hinaus ist es auch gefährlich, wenn Politiker sich anmaßen, Verhaltensänderungen im Sexualbereich erzwingen zu wollen.

Daß dennoch viele fortschrittliche Menschen die Süßmuthsche Aufklärungskampagne begrüßen, liegt vielleicht daran, daß in ihnen noch ein Rest Autoritätsglaube steckt. Auch Menschen, die Regierung und Obrigkeit sonst kritisch gegenüberstehen, die auf Selbstbestimmung pochen und Sexualität frei erlebt haben, fühlen sich jetzt durch die Ansteckungsgefahr in ihrem Wertesystem erschüttert und suchen nach einem Weg aus dem Dilemma. In dieser Situation greift eine autoritäre Kampagne, gestützt auf medizinische Experten und politische Vorbilder, die Sicherheit verspricht. Der Slogan »Aids bekommt man nicht. Aids holt man sich« stürzt gleichermaßen ungefährdete Bevölkerungsgruppen in irrationale Ängste, wie er bei anderen Bevölkerungsgruppen zu befreitem Aufatmen führt: »Gott sei Dank sagt mir endlich jemand, wie ich mich verhalten soll.« Eine darauf basierende oberflächliche Entscheidung wird in dem Augenblick brüchig, wo die ständige Suggestion entfällt. Produktmanager können davon ein Lied singen und Kondomhersteller werden sich auf drastische Umsatzeinbußen gefaßt machen müssen.

Staatlich gelenktes Sexualverhalten widerspricht der Triebhaftigkeit und Irrationalität der Sexualität, die in die eigene Verantwortung fällt. Eine Anpassung an die Norm hat mit Eigenverantwortung nichts zu tun. Dennoch zeigt sich, daß der deutsche Untertanengeist gern darauf verzichtet, wenn ihm jemand – in diesem Falle »Übermama« Süßmuth – Sicherheit verspricht.

Das Bedürfnis der Bevölkerung nach Sicherheit findet sein institutionelles Pendant in der Enquete-Kommission 'Aids', die nicht umsonst den Titel trägt: »Gefahren von Aids und wirksame Wege zu ihrer Eindämmung. « Hier nimmt das Thema »Schutz der Gesunden vor Kranken/Krankheit« einen breiten Raum ein. Dazu gehören sowohl Einschränkungen von Grundrechten von Infizierten wie auch menschenverachtende Kosten-Nutzen-Rechnungen .

Die Enquete-Kommission ist berufen, dem Parlament zu empfehlen, welchen Auftrag es der Bundesregierung erteilt, damit diese die Bevölkerung vor Aids schützen kann. Von der konservativen Gruppe der Enquete-Kommissionsmitglieder wird die Bevölkerung in der BRD in zwei Gruppen geteilt: Die einen sind infiziert und stellen eine Gefahr für die Volksgesundheit dar, sollen aber, wenn sie sich brav überwachen lassen, vor allzu schlimmen Diskriminierungen geschützt werden. Die andere Gruppe ist die große Zahl der Nicht-Infizierten, für die jede Möglichkeit, sich anzustecken, ausgeschlossen werden muß. Da schreckt man nicht vor Aussonderung von uneinsichtigen Infizierten, sogenannten Desperados, zurück, auch nicht vor der Empfehlung zur Denunziation und zur lückenlosen Kontrolle. Für den, der sich angepaßt verhält, soll dann im Gegenzug z. B. Kündigungsschutz bestehen. Wer krank wird, soll vielleicht zur Kosteneinsparung in »speziellen Hospizen« untergebracht werden. Und da Drogenabhängige ja eh untherapierbar sind, vielleicht auch, weil Therapien zu teuer sind, und im Bereich der Sozialarbeit ja schon lange gespart wird, werden von konservativer Seite sogar Methadonprogramme ins Gespräch gebracht. All dies sind keine Beschlüsse, wohl aber Gedanken, die in der Enquete-Kommission aufgeworfen wurden und die mir Angst machen.

Hier wird unter dem Vorwand der »Seuchenbekämpfung« eine zweigeteilte Gesellschaft vorbereitet. Wird vielleicht insgeheim die Hoffnung gehegt, daß durch den »Selektionsvorteil« des einen Teils der andere Teil allmählich ausstirbt? Dies ist die konsequente Fortführung der bayerischen Aids-Politik. Ist es nicht letztlich auch das Ziel der Süßmuthschen Aufklärungskampagne? Zielt nicht die Kampagne gleichermaßen auf den Virus und den Virusträger?

Meine Vorstellung von einer vernünftigen Aids-Politik geht davon aus, daß wir lernen müssen, mit dem Virus zu leben. Es ist illusionär anzunehmen, daß sich der Virus ausrotten läßt, weder durch medizinische Fortschritte noch durch

gesellschaftliche Veränderungen. Dies ist keine Panikmache, gehe ich doch davon aus, daß die Zunahme der Neuinfektionen sich künftig in Grenzen halten wird – Aids geht eben nicht alle an! Es muß ein gesellschaftliches Klima geschaffen werden, in dem es möglich ist, mit Aids zu leben. Und das ist doppeldeutig gemeint, denn ich möchte, daß in unserer Gesellschaft Menschen leben können, die HIV-positiv und Aids-krank sind, und ich möchte, daß Menschen, die nicht direkt betroffen sind, ein Zusammenleben mit HIV-Positiven und Aids-Kranken ermöglichen. Eine solche Veränderung einer Gesellschaft, die sonst Krankheit für Schwäche hält und sie nur allzu gerne ignoriert, die Gesund-sein idealisiert und die Sexualität und sexuell übertragbare Krankheiten tabuisiert, erfordert eine entschiedene und behutsame Informationspolitik. Sdbstverständlich müssen auch Diskriminierungen von HIV-Positiven ständig angeprangert werden. Es müssen auch vorhandene Gesetze daraufhin überprüft werden, inwieweit sie der Benachteiligung von Infizierten Vorschub leisten oder sie verhindern können.

Ein eigenes Antidiskriminierungs-Gesetz (ADG) für HIV-Positive und Aids-Kranke in der gegenwärtigen Situation einzubringen, halte ich nicht für sinnvoll. Wo gesellschaftliches Bewußtsein fehlt, können auch Gesetze nichts bewirken. Die Forderung entspringt der Hoffnung, daß sich durch gesetzliche Autorität alles zum Guten wendet. Aber gerade ein Antidiskriminierungs-Gesetz ADG ist bei den Grünen ein umstrittenes Thema. Unumstritten ist hingegen, daß Minderheiten, also HIV-Infizierte und auch sogenannte Risikogruppen, geschützt werden müssen. Dazu gehört natürlich der Schutz ihrer Daten, und deshalb wehren wir uns gegen jede Speicherung dieser Daten, gegen Meldepflicht und gegen Listen, in denen potentiell »HIV-Verdächtige« erfaßt werden.

Im Gegensatz dazu fordern viele offiziell mit Aids befaßte Fachleute in Instituten, in der Enquete-Kommission und in der Bundesregierung »größere Klarheit« (wie kann man größere KLARheit fordern, während man selber AufKLÄRUNG betreibt?) über das Ausmaß der Infektion und über deren Verbreitung. Folgerichtig gehört dazu auch umfangreiches Zahlenmaterial, das einerseits aus z. T. illegalen Tests gewonnen wird, andererseits aus Auftragsforschung, z. B. à la Dannecker.

Die Testsucht deutscher Ärzte breitet sich unter dem Vorwand des eigenen Schutzes ungezügelt aus und macht auch vor Patientenrechten keinen Halt. Das ist zweifellos auch ein typischer Aspekt des Sicherheitsstrebens, das hemmungslos alles über Patienten wissen will und gleichzeitig das eigene Risiko auszuschließen versucht. Diese Tests sollen als Massentests genauso Zahlenmaterial für Epidemiologen liefern, wie Forschung über Sexualverhalten Anhaltspunkte über die vermutete Ausbreitung der HIV-Infektion, z. B. in Risikogruppen geben sollen. Das Ergebnis einer solchen Studie wird gerade für Homosexuelle immer ein Argument für restriktive Aids-Politik liefern, selbst wenn 100 Prozent aller Befragten angeben, immer Safer Sex zu machen. Die radikalen bayerischen Aids-Politiker werden unverändert alle Homosexuellen für gefährlich halten, wie sie auch fast alle HIV-Infizierten für Desperados halten. Bisher fehlte ihnen allerdings das Zahlenmaterial.

Restriktive Aids-Politik läuft darauf hinaus, Patentrezepte zu geben, um für »Gesunde« jedes Restrisiko auszuschließen. Diese Forderung nach absoluter Sicherheit wird gerade von den Menschen propagiert, die sonst im Akzeptieren von Restrisiken ausgesprochen großzügig sind. Um jedes Risiko einer HIV-Infektion zu verhindern, wird der Staat uns zukünftig wohl vor Schwulen, Fixern, Langhaarigen, Ausländern und Viruträgern abzuschirmen versuchen, während er uns unverändert der Lebensmittelverseuchung, Niedrigstrahlung, Dioxin und der schleichenden Vergiftung durch Chemie aussetzt.

Darf die Regierung sich anmaßen, das atomare Restrisiko als akzeptabel, das HIV-Infektionsrisiko hingegen als unzumutbare Gefährdung der Volksgesundheit zu bewerten? Wo die Regierung Veränderungen bewirken kann, tut sie alles, damit sich nichts ändert. Wo aber der Intimbereich einzelner Bürger betroffen ist, werden Veränderungen verordnet.

Und wir? Machen wir den Deal mit?

Konkret 09/87, S. 30

Uta Ranke-Heinemann

Der Hakenkreuzzug

Der Vatikan und die bundesdeutschen Bischöfe sind erfahren im Kampf gegen den gottlosen Bolschewismus, der mit Gottes und Hitlers Hilfe schon einmal zur Strecke gebracht werden sollte. Der katholische Kreuzzug geht auch nach 45 Jahren weiter. Allein die Partner sind nicht mehr ganz die gleichen

»Schaut hin nach Rußland, ist jenes arme, unglückliche Land nicht der Tummelplatz von Menschen, die durch ihre Gottesfeindlichkeit und ihren Christushaß fast zu Tieren entartet sind? Unsere Soldaten...siegreicher Glaube an unseren Herrn und Heiland gibt ihnen die Kraft, so unendlich große Opfer und Heldentaten für uns alle zu vollbringen, um die Welt zu erretten vom gottlosen, christusfeindlichen Bolschewismus«. Das schrieb Erzbischof Jäger (seit 1965 Kardinal) am 11.2.1942 an seine »lieben Erzdiözesanen«. 41 Jahre später, 1983, übernahmen die amerikanischen Bischöfe in ihren Friedenshirtenbrief »einige nüchterne Ermahnungen für den Dialog und den Frieden« von Johannes Paul II.: »Es ist hier die bewußte, taktische Lüge zu nennen, welche die Sprache mißbraucht, raffinierteste Techniken der Propaganda einsetzt, den Dialog zu Fall bringt und die Aggressionen anheizt... mit ihren Ideologien, die in der Gewalt die Quelle des Rechts, in Feindbildern das ABC der Politik sehen.«

Aus den fast zu Tieren entarteten Untermenschen von damals haben sich die gewalttätigen Lügner von heute entwickelt. Daß die amerikanischen Bischöfe in ihren Friedenshirtenbrief schließlich diese Sowjetpassage aufnahmen, »den kalten Realismus dieses Textes« (the cold realism of this text), wie sie schreiben, ist das Werk des Vatikans und der westdeutschen Bischöfe, kampferprobt im Kreuzzug gegen Bolschewismus-Kommunismus seit frühesten Hitlerzeiten alle beide.

Dank Vatikan und Kardinal Höffner haben die amerikanischen Bischöfe in ihren Hirtenbrief ja auch die Befürwortung der Pershingstationierung eingefügt, »especially in the European theater«, wie sie sagen. In diesem europäischen Theater haben vor 45 Jahren die deutschen Bischöfe zwar nicht gegen den falschen Feind, aber mit dem falschen Partner gekämpft. Jetzt ist das korrigiert. Horst Eberhard Richter (Die Chance des Gewissens, 1986) schreibt: »Der Ersatz der Führungsinstanz Hitler durch die Amerikaner hat es erlaubt, einen wesentlichen Teil des Nazi-Militarismus in den offiziellen amerikanischen Antikommunismus einzubringen.«

Die katholischen Bischöfe um 1933, d. h. zur Zeit der Machtübernahme Hitlers, sind Männer um die 60, aus der Kaiserzeit, »in denen nur mehr wenig von dem freien, weltoffenen, denkmutigen Katholizismus vorhanden ist, wie er hundert Jahre zuvor um Bischof Sailer, ... Ignaz von Döllinger zu finden war«. Sie »sind Söhne jenes autoritären Klerokratismus, der auf dem ersten vatikanischen Konzil 1870 triumphiert hat. Diesem Hochklerus präsentiert sich der Nationalsozialismus als Kämpfer gegen Liberalismus, Demokratie, Bolschewismus« (Friedrich Heer, Gottes erste Liebe. Die Juden im Spannungsfeld der Geschichte, München 1981). Diese antidemokratischen Führer des Katholizismus in Deutschland führten den Katholizismus in das Dritte Reich. Mit einer einzigen Ausnahme: Bischof Preysing, seit 1935 Bischof von Berlin.

Der päpstliche Nuntius Orsenigo in Berlin drückt 1933 seine tiefe Befriedigung über die Machtergreifung aus, denn der Vatikan sehe in Hitler *das* Bollwerk gegen den Bolschewismus. Kardinal Faulhaber erzählt Hitler am 4.11.1936, er, Faulhaber, sei dabei gewesen, als Pius XI. 1933 Hitler als den ersten Staatsmann bezeichnet habe, der ebenso wie er, der Papst, die bolschewistische Gefahr klar erkannt habe. Erzbischof Gröber wird 1933 förderndes Mitglied der SS. In seinem »Handbuch der religiösen Gegenwartsfragen« von 1937, das die autoritative Stellungnahme der deutschen katholischen Kirche zu allen politischen und religiösen Fragen der NS-Zeit darstellt und mit Empfehlung des gesamten Episkopats erschien, heißt es im Artikel »Bolschewismus«: »Der Bolschewismus ist ein asiatischer Despotismus im Dienste einer Gruppe von Terroristen, angeführt von Juden«. Erzbischof Gröber verbietet seinem Klerus sogar in privaten Gesprächen jede Kritik am Dritten Reich (Amtsblatt Freiburg Nr. 17 vom 30.6.1933). Und der Weihbischof Dr. Burger schreibt 1933: »Der Bolschewismus – eine Weltanschauung ohne Gott – ... wird zugrunde gehen an seiner inneren Haltlosigkeit... Täglich lesen wir von Revolten (in Rußland), von Plünderungen, täglich hören wir von furchtbaren Zuständen unter der heranwachsenden Jugend, die kein Recht, keine Sitte mehr kennt... Es ist das große Verdienst der Reichsregierung unter Adolf Hitlers Führung, daß sie den Bolschewismus, das organisierte Gottlosentum, unterbunden hat«.

Das erste persönliche Zusammentreffen Hitlers mit einem katholischen Bischof findet am 26.4.1933 statt. Bischof Berning von Osnabrück und Generalvikar Steinmann (in Vertretung des erkrankten Berliner Bischofs Schreiber) besuchen nachmittags um 14.00 Uhr Hitler. Zwei Protokolle des Gesprächs liegen vor, das ausführlichere von Berning, das zweite von der Reichskanzlei, das jetzt in Bonn, Auswärtiges Amt. liegt. In Bernings Protokoll heißt es: »Die Unterredung (I 1/4 Stunde) war herzlich und sachlich. Die Bischöfe anerkannten freudig, daß durch den neuen Staat das Christentum gefördert, die Sittlichkeit gehoben und der Kampf gegen Bolschewismus und Gottlosigkeit mit Energie und Erfolg geführt werde.« Hitler betonte dann, daß die Kirche allein nicht im Stande sei, den Bolschewismus zu besiegen. Wohin das führe, zeige das Beispiel Spaniens, das unmittelbar vor dem Bolschewismus stände. Berning: »Er sprach mit Wärme und Ruhe... gegen die Kirche kein Wort, nur Anerkennung gegen die Bischöfe.« Angesichts dieser Wärme gegen die Bischöfe stört

Berning anscheinend nicht, was Hitler außerdem noch sagt: »Man hat mich wegen der Behandlung der Judenfrage angegriffen. Die katholische Kirche hat 1500 Jahre lang die Juden als Schädlinge angesehen, sie ins Getto gewiesen usw. Da hat man erkannt, was die Juden sind. In der Zeit des Liberalismus hat man diese Gefahr nicht mehr gesehen. Ich gehe zurück auf die Zeit, was man 1500 Jahre lang getan hat... Ich sehe die Schädlinge in den Vertretern dieser Rasse für Staat und Kirche, und vielleicht erweise ich dem Christentum den größten Dienst, deswegen ihre Zurückdrängung vom Studium und den staatlichen Berufen.«

Berning berichtet dann, daß Hitler auf seine zu Beginn geäußerte Forderung der konfessionellen Schule eingeht. Hitler sagt: »Eine weltliche Schule kann niemals geduldet werden, weil eine solche ja keinen Religionsunterricht hat... Es droht eine schwarze Wolke mit Polen. Wir haben Soldaten notwendig, gläubige Soldaten. Gläubige Soldaten sind die wertvollsten. Die setzen alles ein. Darum werden wir die konfessionelle Schule erhalten, um gläubige Menschen durch die Schule zu erziehen, aber es kommt auch darauf an, daß auch echt gläubige Lehrer, nicht etwa Marxisten, die nicht voll zu ihrem Glauben stehen, unterrichten.« Fünfmal das Wort »gläubig« und »Glaube«, um das sicherzustellen, worauf es Hitler vor allem ankommt: das religiöse Glaubenspotential der katholischen Soldaten für seine Kriege zu sichern. Berning zum Schluß: »Er verabschiedete sich sehr freundlich und betonte, daß er den größten Wert darauf legt, mit der katholischen Kirche zusammenzuarbeiten«. Und Hitler wurde nicht enttäuscht. Bischof Berning saß bis zu Hitlers Selbstmord in Görings preußischem Staatsrat und wurde 1949 Erzbischof.

Nach der feierlichen Unterzeichnung des Konkordats zwischen Pius XI. und Hitler (20.7.1933) fährt Vizekanzler von Papen nach Berlin zurück. Unterwegs hält er einen Vortrag im Benediktinerkloster Maria Laach vor dem Katholischen Akademikerverband. Er erklärt, Pius Xl. habe aus der Erkenntnis, daß das neue Deutschland eine entscheidende Schlacht gegen den Bolschewismus und die Gottlosenbewegung geschlagen habe, dem Vertrag zugestimmt. Schon am 30. Mai/l. Juni 1933 war der große Hirtenbrief der Fuldaer Bischofskonferenz ergangen mit dem »Dank an Hitler«, weil von nun an »Unsittlichkeit... und der mörderische Bolschewismus... die deutsche Volksseele« nicht mehr »bedrohen und verwüsten« sollen.

Begeistert wird von deutschen Bischöfen der Krieg gegen die Sowjetunion begrüßt. Schon vier Tage nach dem Einmarsch erfolgte am 26.6.1941 der gemeinsame Hirtenbrief der Fuldaer Bischofskonferenz: Die Erfüllung der Vaterlandspflicht sei nicht nur ein Dienst am Vaterland, sondern man folge damit »zugleich dem heiligen Willen Gottes«. Der katholische Militärbischof Rarkowski, von Nuntius Orsenigo unter Assistenz von Bischof Graf Galen geweiht, hatte schon von Anfang an über die Niederwerfung Polens gejubelt und spricht unentwegt vom »europäischen Kreuzzug gegen das bolschewistische Untermenschentum«. Moral war für ihn: Sexualmoral der Soldaten.

Der Bischof von Münster, Graf Galen, um den sich die Lebenslüge des deutschen Nachkriegskatholizismus vom angeblichen Widerstand der offiziellen Kirche am dichtesten zusammenspinnen sollte, wird sogar in einem Brief des Hitlerischen Sicherheitsdienstes vom 29.9.1941 gelobt wegen seiner »positiven Betrachtung der kriegerischen Ereignisse und wegen seiner klaren Stellung gegen den Bolschewismus«. Hirtenbriefe Galens wurden von den Nazis benutzt, um Freiwillige für die SS-Einheiten in Holland und anderen Ländern zu werben. Galen pries (z. B. am 15. März 1942) die siegreichen deutschen Soldaten, deren Kampf ein Kreuzzug gegen den Bolschewismus sei, mit dem sie Europa vor der roten Flut bewahrten (Amtsblatt Münster vom 12.3.1942). Für ihn sind noch 1944 die deutschen Soldaten »Märtyrer gegen den gottlosen Bolschewismus«. Der gottlose Bolschewismus in Spanien ist laut Galen »mit Gottes und Hitlers Hilfe besiegt worden«.

In ihrem großen Hirtenbrief, vier Tage nach dem Einmarsch Hitlers in Rußland, gehen die deutschen Bischöfe auch darauf ein, warum es gerade den Katholiken so leicht fällt, sich mit Hitler zusammenzuschließen. Sie schreiben: Unsere Zeit ist gekennzeichnet »durch eine überraschend starke Betonung der Autorität und durch die unnachgiebige Forderung der organischen Eingliederung der einzelnen und der Körperschaft in das Ganze des Staates... Gerade in unserer katholischen Kirche kommen Wert und Sinn der Autorität ganz besonders zur Geltung und haben zu jener lückenlosen Geschlossenheit und Widerstandskraft geführt, die selbst unsere Gegner bewundern. Es fällt deswegen uns Katholiken auch keineswegs schwer, die neue, starke Betonung der Autorität im deutschen Staatswesen zu würdigen und uns mit jener Bereitschaft zu unterwerfen, die sich nicht nur als eine natürliche Tugend, sondern wiederum als eine übernatürliche kennzeichnet.«

Der Widerstand der Kirche bezog sich fast nur auf die Verteidigung der engen Interessen der Kleruskriche als da sind: Konfessionsschule, Ehegesetze und katholisches Vereinswesen. Bis 1945 behandelten deutsche Bischöfe jene Priester und Laien, die sich zum Widerstand bekannten, als Aussätzige. Nicht die katholische Kirche war es, sondern es waren einzelne, die widerstanden, z. B. der katholische Priester Dr. Max Metzger, der 1944 hingerichtet wurde. Sein Bischof, Erzbischof Gröber, distanzierte sich in einem Brief vom 16.10.1943 an Freisler mit dem Ausdruck seiner »hohen Verehrung und Wertschätzung« (für Freisler, nicht für Metzger) von dem »Verbrechen, dessen Metzger sich schuldig gemacht hat«. Zu diesem Brief erklärte am 24. Mai 1986 im 3. Programm des WDR-Fernsehens der jetzige Erzbischof von Freiburg: sein

Vorgänger, Erzbischof Gröber, habe von Verbrechen Metzgers geredet, »um das Schlimmste zu vermeiden«. Als 1946 die elf Überlebenden (von 17) KZ-Priestern der Erzdiözese Freiburg sich zu einer Tagung in Offenbach trafen, verweigerte Erzbischof Gröber seinen Besuch und verbot die Öffentlichkeit der Tagung.

Und der Widerstand gegen die Ermordung der Juden? Am 18. März lief im 3. Programm des WDR-Fernsehens ein Film zur Verherrlichung des »Löwen von Münster«, Bischof Galen (der ja bald heilig gesprochen werden soll). Der Titel des Films heißt: »Ein Bischof im Widerstand.« Dem hymnischen Kommentar schien offenbar etwas zu fehlen. Und so sagte er: »Auf Bitten der jüdischen Gemeinde nahm Bischof Galen bis Kriegsende nicht zur Judenverfolgung Stellung.« So war das also: Die Juden selbst haben den Widerstand verhindert.

Es schwieg nicht nur Galen, es schwieg auch der Papst. Der damalige Botschafter im Vatikan, der Vater unseres jetzigen Bundespräsidenten, Ernst v. Weizsäcker, schreibt am 28. Oktober 1943 nach Berlin anläßlich des Abtransports der römischen Juden: »Der Papst hat sich... zu keiner demonstrativen Äußerung gegen den Abtransport der Juden hinreißen lassen.« Dieses von Herrn v. Weizsäcker berichtete Schweigen des Papstes geschah, als tausend römische Juden, davon zwei Drittel Frauen und Kinder, in unmittelbarer Nähe des Vatikans, sozusagen unter den Augen des Papstes, nach Auschwitz abtransportiert wurden. Am 25. Mai 1986 erklärte Carl Friedrich v. Weizsäcker in dem ARD-Film »Die Weizsäckers« zu der Unterschrift seines Vaters in einem Schreiben bezüglich des Abtransportes von sechstausend französischen Juden, sein Vater habe »Schlimmeres verhüten wollen«. Papst Pius XII. schwieg, wie sein Privatsekretär, der deutsche Jesuit Robert Leiber meint, »um den Rußlandfeldzug nicht zu gefährden«. Der Papst habe den »russischen Bolschewismus immer für gefährlicher gehalten als den Nationalsozialismus«, meint er. Der irische Jesuit Martin, früher Dozent am päpstlichen Bibelinstitut in Rom, berichtet in seinem 1963 Papst Paul Vl. gewidmeten Buch »The Pilgrim«: »Es läßt sich nicht leugnen, daß seine (Pius XII.) nächsten Berater eine Zeit lang die Panzerdivisionen Hitlers als die rechte Hand Gottes betrachteten, mit deren Hilfe die Prophezeiung Fatimas hinsichtlich eines bekehrten Rußlands sich erfüllen würde.« Ein gewisser Marianismus ist gerade auch in Deutschland extrem antikommunistisch engagiert.

Ein deutscher Bischof, dessen Klerusblatt sich für Hitler und seine Kriege besonders engagiert hat, sagte 1958 in seiner Jahresabschlußpredigt, die Sünden der Menschheit – er blickt nach Osten – seien bereits wieder so groß geworden, daß Gott wohl einen 3. Weltkrieg als Strafe verhängen werde: Worte des Bischofs Dr. Landersdorfer von Passau.

Weite Kreise der deutschen Gesellschaft und insbesondere der Katholiken tragen gegenüber der Sowjetunion das Gift des Nationalsozialismus in sich weiter, weil die nationalsozialistische Haßpropaganda immer auch eine episkopale Überhöhung und Begründung gefunden hat, die trotz des Endes des Nationalsozialismus ungebrochen bestehen blieb. Und so hat sich im katholischen Espiskopat der BRD der Kreuzzugsgedanke gegen den Kommunismus, den die Bischöfe mit ihrem Segen und ihren Hirtenbriefen damals zu einer Kollaboration von Kreuz und Hakenkreuz magisch überhöhten, ungebrochen erhalten. Damals haben die deutschen Bischöfe mit den falschen Leuten gegen den Bolschewismus gekämpft, jetzt erst und endlich kämpfen sie mit den richtigen Leuten. Aber in ihrem Kreuzzugsgedanken gegen den Kommunismus steckt immer noch ein Stück vom alten Haken, es steckt immer noch ein Stück Hakenkreuzzug darin.

Konkret 09/87, S. 32

Harald Irnberger

»Hier ergibt sich niemand«

Militärisch ist die Contra in Nicaragua geschlagen. Übrig geblieben sind kleine Terrorbanden. Die Niederlage dieses Söldnerheeres ist zugleich der Sieg Nicaraguas beim Aufbau einer Armee, deren Struktur nicht vergessen läßt, daß es die Guerilla war, die Somoza vertrieb.

1.

»Ja, dort vorne ist die Stelle, wo es letzten Juli die drei Internacionalistas erwischt hat«, bestätigt Esperanza. Dort vorne wird wieder einmal gekämpft, und daher hat Esperanza im Moment keine Zeit für weitere Erklärungen. Sie ist eine von schätzungsweise drei- bis viertausend Frauen, die in Nicaragua freiwillig beim Militär sind, wo sie ihren Dienst zwar bewaffnet, doch im Regelfall nicht am unmittelbaren Kampfgeschehen beteiligt ableisten.

Esperanza ist die Funkerin des Stabszuges eines BLI (Batallons de lucha irregular), besondere, für den Guerillakrieg ausgebildete Infanterieeinheiten, die in den nördlichen und östlichen Kriegsgebieten Nicaraguas gegen die Contras im Einsatz stehen.

Dort vorne, im nordöstlichen Abschnitt des Pantasma-Tales, sind die Companeros von den BLI gegen eine Contra-Einheit vorgerückt, die an der von Wiwili hinunter in die Provinzmetropole Jinotega führenden Straße einen Hinterhalt legen wollte. In einem solchen Hinterhalt starben am 28. Juli 1986 Berndt Koberstein aus der Bundesrepublik Deutschland, der Schweizer Ivan Leyvraz und der gebürtige Franzose Joël Fleux zusammen mit zwei Einheimischen an nahezu derselben Stelle unweit der Ortschaft Zanpopera, an der bereits im April 1983 der Arzt Albrecht Pflaum ermordet worden war. Sie alle waren gekommen, um sich nach dem Sturz der Somoza-Diktatur am Aufbau des neuen Nicaragua zu beteiligen und sind dabei zu Opfern der bewaffneten Restaurationsversuche geworden.

Dieser von den USA initiierte und finanzierte Krieg hat seit 1982 zehntausende Todesopfer gefordert – vor allem Zivilisten – , doch das Scheitern dieses Umsturzversuches zeichnet sich im sechsten Kriegsjahr immer deutlicher ab.

2.

Weniger in materieller als in qualitativer Hinsicht ist das Sandinistische Volksheer (Ejercito Popular Sandinista – EPS) in diesem Zeitraum ungleich stärker geworden als zu Beginn des Krieges. Die Keimzelle dieser Armee bildete die sandinistische Guerilla der späten Siebziger. Nach dem Sieg der Revolution im Juli 1979 entstand ein reguläres Heer von cirka drei- bis viertausend Berufssoldaten, die zum Großteil bereits gegen Somozas Nationalgarde gekämpft hatten. Daneben wurden Reservebataillone aufgestellt, deren Angehörige sich einer viermonatigen militärischen Ausbildung unterzogen, sowie mit einem regional begrenzten Kampfauftrag versehene Milizeinheiten gebildet, deren Training sich auf die Wochenenden beschränkte.

Zwar existierte von Anfang an eine Sondereinheit zur Bekämpfung der marodierend im Land herumstreunenden Reste der Nationalgarde, als die Contra dann jedoch im 1982 nach der Ausbildung der ersten reorganisierten Guardia-Verbände in den USA von Honduras her in Nicaragua einzufallen begann, lag das Hauptgesicht der Verteidigung zuerst auf den Schultern der Milizen und der 1981 aufgestellten Grenzschutztruppen.

Erst die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Jahr 1983, die Mitte 1984 erst wirksam wurde, sowie die daraus hervorgehende Schaffung der BLI ermöglichte dem sandinistischen Heer eine großräumig strukturierte Verteidigungsstrategie.

Heute zählt das EPS an die 20 000 Berufssoldaten und jeweils cirka 50 000 einberufene Wehrpflichtige. Mit den örtlich operierenden Milizen, den für einen größeren Verteidigungsraum zuständigen Territorialmilizen und den Reservebataillonen, denen die Wehrpflichtigen nach der Ableistung ihres zweijährigen Grundwehrdienstes zugeordnet werden, kann Nicaragua nunmehr im Falle einer Totalmobilisierung einige hunderttausend militärisch organisierte Männer und Frauen aufbieten.

Neben dem Kernstück des EPS, den Jägereinheiten, wurden motorisierte Artillerie-, Fliegerabwehr- und Panzerverbände (mit etwa 200 T-54 und T-59), eine Marine mit einigen wenigen an den Küsten patroullierenden Schnellbooten, sowie eine Luftwaffe aufgebaut, die neben wenigen veralteten Transport- und Verbindungsflugzeugen über etwa zwei Dutzend Kampfhubschrauber vom Typ MI-8 und MI-24 verfügt.

Doch der Krieg in Nicaragua wird in erster Linie in den Urwäldern und Dschungeln der gebirgigen Regionen des Landes entschieden: also dort, woher die sandinistische Guerilla bei ihren Angriffen gegen die Guardia kam und sich einen sozialen Rückhalt bei der Bevölkerung der besiedelten Gebiete aufgebaut hatte.

An der Spitze des EPS steht mit dessen bislang einzigem Vier-Sterne-General, Verteidigungsminister Humberto Ortega, Bruder des Staatspräsidenten Daniel Ortega, jener Mann, der damals die Strategien der Guerilla entworfen und deren

Taktik konzipiert hatte. Hinter dem eher hemdsärmeligen Auftreten des Generals, der nie eine konventionelle militärische Ausbildung absolviert hat, verbirgt sich ein sensibler Intellektueller und brillanter politischer Denker, der gleichwohl auch als Tatmensch zu überzeugen vermag – eine nicht nur in Lateinamerika selten anzutreffende Konstellation.

Es mag nicht zuletzt auf die Flexibilität zurückzuführen sein, mit der dieser Guerrillastratege in die Rolle eines Armeechefs hineinwuchs, daß Humberto Ortega zu Jahresanfang 1987 mitteilen konnte, die Contra habe in den abgelaufenen zwölf Monaten von ihren etwa 12 000 einsatzbereiten Leuten ein Drittel bis die Hälfte verloren.

3.

Zur alljährlichen Trockenzeit-Offensive zwischen Dezember und April seien in den ersten Monaten des Jahres 1987 nur noch an die 2000 Contras aus ihren Lagern in Honduras über die Grenze gekommen, schätzen die im nördlichen Grenzraum Nicaraguas stationierten Militärs übereinstimmend. Zumeist kämen die *Guardias* nicht mehr in Einheiten von militärisch relevanter Stärke, sondern in Kleingruppen von drei bis höchstens zehn Mann. Damit ist auch der Kampfauftrag klar: Nicht die Eroberung von »befreiten Gebieten« in Nicaragua, die es laut dem Fahrplan Washingtons längst geben sollte, steht auf der Tagesordnung – Sabotagemanöver gegen wirtschaftlich wichtige Ziele und der blanke Terror gegen die Zivilbevölkerung bleiben die einzigen realistischen Kriegsziele.

Nachdem Wiwili im Dezember 1986 von aus Honduras eingeflogenen Kleinflugzeugen bombardiert worden war, hatte im Januar zwar noch einmal eine Contra-Einheit direkt in die Ortschaft einzudringen versucht, aber sie war nach einem vierstündigen Gefecht von den örtlichen Kräften der Armee und der Miliz zum Abzug gezwungen worden.

»Da hat man gesehen, daß hier tatsächlich jeder ein Gewehr im Haus hat und dieses auch hervorholt, wenn ein Angriff erfolgt«, erzählt ein bundesdeutscher Internacionalista, der beim Bau einer Wasserleitung in Wiwili an die Stelle des von der Contra ermordeten Berndt Koberstein getreten ist, als Augenzeuge dieser Kämpfe.

4.

Hier würden nicht lange Märsche und schon gar nicht die Feinheiten des Exerzierens trainiert, sondern in erster Linie Gefechtssituationen im unwegsamen Gelände, sagt Antonin. Er ist der »Politico« der Grundausbildungseinheit, die in Apanas, wenige Kilometer außerhalb von Jinotega stationiert ist. Die Rekruten, die im Laufschritt zum Essenfassen herbeigeeilt kommen, tragen seit zwei Tagen eine Uniform.

Mit ihrem erkennbar gerade erst und absolut nicht im Stil der gegenwärtigen Mode geschnittenen Haar sehen sie aus, wie kürzlich eingerückte Rekruten wohl überall auf der Welt aussehen: wie ein von einem Gürtel zusammengehaltenes Bündel alter Kleider, das sich unbeholfen an einem Gewehr festhält. Hier ist es eine AK-47 ohne Tragriemen, dessen Funktion ein Hanfstrick zu erfüllen hat.

Doch während anderswo Soldaten in diesem Ausbildungsstadium in erster Linie das Marschieren im Gleichschritt, militärische Grußrituale und das Strammstehen vor Vorgesetzten eingehämmert bekommen, Gewehrgriffe klopfen müssen, sowie am Beispiel des in der Dienstverordnung vorgesehenen Bettenbauens erfahren, was Drill ist, lernen die »Cachorros, wie die Wehrpflichtigen in Nicaragua genannt werden – und was wörtlich übersetzt »junge Hunde« heißt – , bereits am zweiten Tag ihrer militärischen Laufbahn, sich im Gelände richtig zu bewegen und eine geladene Waffe zu handhaben.

Ihre Grundausbildung wird nach sechs Wochen abgeschlossen sein. Jede weitere Spezialausbildung – etwa an Artilleriewaffen oder Panzern – findet dann bereits bei einer Einsatzeinheit statt.

Natürlich finde dazu vielfältiger theoretischer Unterricht statt, betont Antonin. In einem Land wie diesem, in dem die Mehrheit der Bevölkerung bis zum Sieg der Revolution mehrheitlich aus Analphabeten bestand, habe die Armee auch eine umfassende Bildungsfunktion – nicht zuletzt im politischen Sinne. Mit dem politischen Bewußtsein der Einrückenden sei es jetzt, wo nicht mehr nur Freiwillige die Uniform anziehen, wesentlich weniger weit her, als noch vor einigen Jahren, räumt er ein.

Was wohl nicht nur eine Frage der allgemeinen Erfassung der männlichen Jugendlichen ist: Die nunmehr einrückenden Rekruten waren 1979, als die Sandinisten ihren Sieg über Somoza feierten, gerade erst um die zehn Jahre alt. Sie haben kaum bewußte Erinnerungen an die Zeit der Diktatur. Den nachfolgenden Krieg, den die Contra entfachte, hat der Großteil der Jugendlichen Nicaraguas, der aus den Städten und Ballungszentren an der Pazifikküste kommt, nur insofern konkret erlebt, als in vielen Bereichen Mangelerscheinungen auftraten.

Das kaum vorhandene politische Bewußtsein führe mitunter zu disziplinären Problemen, berichtet Antonin. Doch man gehe flexibel vor, um diese Dinge beizulegen. Das Maß an Flexibilität ist angesichts der Tatsache, daß diese Armee in einem Krieg steht, verblüffend. Unerlaubtes Entfernen von der Truppe ist besonders während der ersten Monate der zweijährigen Wehrdienstzeit ein häufig vorkommendes Delikt. Die immer wieder zu hörende Einschätzung, daß etliche Einheiten im Regelfall auf gerade 50 Prozent ihrer Sollstärke kämen, scheint nicht pure Übertreibung zu sein.

Das Ergebnis privater Gespräche mit Cachorros, die sich in unterschiedlichen Stadien ihrer Dienstzeit befinden, läßt die Einschätzung zu, daß der Großteil der Rekruten sogar relativ bereitwillig die Uniform angezogen hat. Nur in den bürgerlichen Kreisen kommt es häufig vor, daß das Bubi beim Näherrücken des Einrückungstermines, ausgestattet mit einigen Dollar-Scheinen, ins Ausland transportiert wird.

Was bei den Eingerückten dann in den ersten Monaten häufig passiert, beschreibt ein europäischer Kenner der Situation mit einem Vergleich: »Viele Cachorros sind anfangs noch sehr infantil und benehmen sich demnach wie Kinder, die recht gerne auch einmal Militär spielen – nur muß dann bald wieder einmal Schluß damit sein und etwas Abwechslung folgen.«

In diesem Sinne freut es etliche Cachorros mitunter einfach nicht mehr und sie machen sich nach Hause auf. Ein Tatbestand, der in jeder konventionellen Armee als Desertion ausgelegt und drakonisch bestraft würde. In diesem im Kriegszustand befindlichen Heer passiert hingegen nicht viel. Wenn der Abgehauene nach einigen Tagen oder Wochen wieder zurückkommt, muß er die geschwänzte Zeit nachdienen.

Somit hängt die Einsatzbereitschaft des EPS nicht zuletzt vom Fingerspitzengefühl der Offiziere im Umgang mit den Cachorros ab – und davon, daß die Rekruten nach der Grundausbildung zu einer Einheit versetzt werden, in die sie sich bestmöglich einfügen können.

Natürlich schicke man die geistig und körperlich aufgewecktesten Leute zu den Verbänden, die im unmittelbaren Kriegsgebiet operieren, betont Antonin: zu den Batallones de lucha irregular eben, denen abgesehen von den Offizieren nur Wehrpflichtige im Alter bis zu höchstens 24 Jahren angehören.

5.

Die Offiziersausbildung findet in Nicaraguas Armee teils in einer dafür auf dem Tiscapa-Berg in Managua eingerichteten Schule und teils im praktischen Einsatz in den Kriegsgebieten statt. Viele junge Offiziere werden zur Weiterbildung nach Kuba geschickt. Militärtheoretisch interessierte Ausländer knüpfen an diesen Umstand mitunter die Ansicht, Nicaraguas Offizierskorps verschütte auf diese Weise immer mehr seine eigene Tradition, die aus dem erfolgreichen Guerillakrieg herrührt und werde zunehmend mit konventionellem militärischen Denken indoktriniert.

Als das EPS Ende 1986 im westlichen Grenzgebiet zu Honduras im Rahmen des Manövers »Subtiava '86« erstmals die konventionelle Abwehr einer Invasion durch den großräumigen Einsatz von Panzerverbänden und sonstigem schweren Gerät übte, schien dies ein Indiz für die Stichhaltigkeit solcher Überlegungen zu sein.

Nahezu gleichzeitig fanden die größten Militärmanöver in der Geschichte Kubas statt, die einen intensiven Umstrukturierungsprozeß deutlich machten: der Schwerpunkt der kubanischen Landesverteidigung soll demnach zukünftig bei den »Territorialen Miliztruppen« (MTT) liegen, was eine klare Rückkehr zur Tradition des kubanischen Befreiungskrieges gegen die Batista-Armee in den späten Fünfzigerjahren darstellt – und somit ein Abrücken von den strategischen Gefechtsvorstellungen, wie sie in den Militärakademien der Warschauer Pakt-Staaten gelehrt werden.

Praktiker des Krieges gegen die Contra wie Juan sind von derart grauer Theorie nicht angekränkelt. Mit solchen Gedankengängen konfrontiert, öffnet er den Mund zu einem breiten Grinsen und schüttelt den Kopf: Wir wissen schon, was wir hier zu tun haben, wenn die anderen kommen«.

6.

Die Straße von der Provinzhauptstadt Juigalpa hinauf nach La Libertad mit seinen Goldminen war im Spätherbst 1986 häufig wegen Contraüberfälle unterbrochen. Heute ist von Hinterhalten keine Rede mehr und die Fahrbahn in einem für hiesige Verhältnisse tadellosen Zustand.

Am Ortsrand von La Libertad hat sich die Nachschubeinheit des BLI German Pomares niedergelassen. Der Leutnant, der die Verbindung von den kämpfenden Einheiten zum Militärkommando in Juigalpa aufrecht erhält, ist zumeist in Begleitung seines Mascota unterwegs – dem Maskottchen, wie die etwa zwölfjährigen, mit Uniform und Waffe ausgestatteten Jungen genannt werden, von denen es hier bei nahezu jeder Kompanie einen gibt.

Es handelt sich dabei um Kinder, die mit dem Einverständnis ihrer Eltern statt zur Schule zum Militär gehen, um später Berufssoldaten zu werden. Jeder Kommandant, dem ein solcher Mascota zugeteilt ist, hat für dessen Erziehung und Ausbildung zu sorgen.

Diese Einrichtung hat in Nicaragua eine weit zurückreichende Tradition. Sergio Ramirez, der Dichter und nunmehrige Vizepräsident des Staates, berichtet über Sandinos Guerrillaheer: »Außerdem gab es in den Quartieren in den Bergen viele Kriegswaisen, die ihre Rolle im Heer spielten: Sie waren als der 'Chor der Engel' bekannt. Sie halfen wenn ein Hinterhalt gelegt und ein Überfall vorbereitet werden sollte. Ihre Aufgabe dabei war, Schreie auszustoßen, jede Art von Geräuschen mit Büchsen oder Feuerwerk zu machen – ein Kinderchor, dessen Stimmen ohrenbetäubend in den Bergen widerhallten, entweder, um eine viel größere Anzahl von Soldaten vorzutäuschen, oder aber, um Verstärkung herbeizurufen. Diese Kinder wurden, sobald sie größer waren, reguläre Soldaten und mußten sich ihr Gewehr selbst erobern«.

7.

In der Provinzhauptstadt San Carlos haben am Platz an der Kaimauer, der 1984 durch einen Großbrand geschaffen wurde, einige hundert Cachorros Aufstellung genommen, um nach der Ableistung ihres Grundwehrdienstes zu den Reserve-Einheiten entlassen zu werden. Im Mittelpunkt der Reden und des Geschehens stehen die Mütter, Frauen und Freundinnen, die den Heimkehrern nach San Carlos entgegengekommen sind.

Die Cachorros, die aus Solentiname stammen – der Inselgruppe im Gran Lago, dem Nicaragua See – besteigen nach ihrer Demobilisierung einen kleinen Kutter, um die nun noch dreistündige Heimreise in diese paradiesische Inselwelt anzutreten, in der Ernesto Cardenal seine christlich-revolutionäre Kommune aufgebaut hatte.

Rund um die Kirche der Hauptinsel ist der Großteil der etwa 2 000 Bewohner Solentinames versammelt, als das aus San Carlos kommende Schiff am Ufer anlegt. Auch Ernesto, der Padre und Dichter, ist für einen Tag aus Managua zurückgekehrt. Jetzt wird gegessen, getrunken, getanzt und über vergangene und zukünftige Zeiten gesprochen.

Zwei Jahre lang sei er in den Bergen gewesen, berichtet dem fremden Besucher ein Cacharro, der seit wenigen Stunden keiner mehr ist. Er sagt das so, als müsse er sich selbst beibringen, daß dieser Abschnitt nun hinter ihm liegt.

8.

Militärisch habe man die Lage nun im Griff, sagen die Offiziere. Gut, einzelne kleinere Contra-Banden könne es noch längere Zeit geben – doch als militärisch ernstzunehmender Faktor würden die Guardias wohl noch im Jahr 1987 erledigt sein.

Das ist überall zu hören. In der Hauptstadt Managua wird diese Einschätzung von Ricardo Wheelock dargelegt, einem immer leicht nervös wirkenden Intellektuellen, der den militärischen Nachrichtendienst des EPS leitet.

Seit fünf Jahren falle die Infiltrationsphase der Contra in den Zeitraum Dezember-Januar, worauf eine bis zum Ende der Trockenzeit im April dauernde Offensive folge, nach der die Lage erfahrungsgemäß wieder ein halbes Jahr lang stabil bleibe. Doch während 1984 noch zwölf- bis sechzehntausend Contras gekommen seien, hätten im Frühjahr 1987 nur noch zwischen 3 500 und 4 200 Guardias im Land gestanden, was nicht ganz der Hälfte aller Söldner entspreche, die der Gegner noch unter Waffen habe.

Zu Gefechten käme es nur noch mit kleinen Contra-Gruppen und in der letzten Ernteperiode habe 90 Prozent der Kaffee-Ernte eingebracht werden können, referiert der hagere Nachrichtendienstler in emotionslosem Tonfall. Eine gefährliche Bedrohung – vor allem für die Zivilbevölkerung – seien freilich die von den Contras nach wie vor an den Straßen vergrabenen Minen.

An der Atlantikküste reduziere sich das Kampfgeschehen inzwischen auf die gelegentliche Beschießung von Grenzposten.

»Wenn der Nachschub aus den USA ausbleibt, ist die Contra in einem Monat von der Bildfläche verschwunden«, faßt Ricardo Wheelock seine Erkenntnisse zusammen: »Das Kriegsproblem ist für uns keine militärische Angelegenheit mehr, sondern nur noch eine politische«.

Insofern nämlich, als sich die USA angesichts des Scheiterns ihrer bisherigen militärischen Strategie zum politischen Entschluß einer direkten Intervention von US-Truppen in Nicaragua hinreißen lassen könnten. Mit einer Invasion an der Atlantikküste bei Puerto Cabezas müsse daher jederzeit gerechnet werden.

Eine Kapitulation käme dann aber erst recht nicht in Frage: »Unsere Verteidigungsbereitschaft ist in den letzten Jahren in einem Ausmaß gewachsen, das es möglich macht, nicht nur gegen Söldnerverbände, sondern auch gegen eine reguläre Armee zu bestehen«.

»Hier ergibt sich niemand«, lautet die von der FSLN für das Jahr 1987 ausgegebene Parole, die auf jedem offiziellen Schreiben im Anschluß an die Unterschrift zu finden ist: »Aqui no se rinde nadie!«

Konkret 09/87, S. 36

Magazin

BULLEN TREFFEN BESSER

Die bundesdeutschen Polizisten haben im vergangenen Jahr seltener zur Schußwaffe gegriffen als 1985 Sie feuerten 2 199 Schüsse ab im Vergleich zu 2 244 im Jahr zuvor – allerdings stieg zugleich die Zahl der dabei getöteten Menschen um einen auf elf. Wie bereits 1985 wurden 32 Menschen verletzt. 1.962 mal schossen sie, um ausgebrochene, kranke oder verletzte Tiere zu töten. Die Zahl der gegen Menschen gerichteten Schüsse ging von 223 im Vorjahr auf 213 in 1986 zurück. Warnschüsse wurden in 105 Situationen abgegeben. Gezielt schossen die Polizisten in 55 Fällen. 53 mal sei direkt auf Personen geschossen worden. Aus Notwehr griffen die Polizisten 114 mal zur Waffe. In 13 Fällen wurde das Schießeisen unzulässig benutzt – dabei elfmal gegen Menschen.

IMMER DIE FRAUEN

Die Lebenserwartung ist nach einem Bericht der Vereinten Nationen in den vergangenen drei Jahrzehnten weltweit um 13 Jahre gestiegen. Konnten die Menschen zu Beginn der fünfziger Jahre mit einer durchschnittlichen Lebenszeit von 45,8 Jahren rechnen, so sind es heute 58,9 Jahre. Der Unterschied zwischen den Industriestaaten und den Entwicklungsländern ist jedoch immer noch sehr hoch. In Europa und Nordamerika liegt die durchschnittliche Lebenserwartung bei 73 Jahren, in den Ländern der sogenannten Dritten Welt bei 56 Jahren. Am ältesten werden gegenwärtig die Menschen in Island mit 77,6 Jahren. Frauen haben in den meisten Staaten eine höhere Lebenserwartung als Männer. Eine Ausnahme bilden einige Länder in Südasien wie beispielsweise Indien, Pakistan, Bangladesh und Nepal. Als Gründe gelten das Zusammentreffen von großer Armut und Ausbeutung sowie eine hohe Geburtenrate.

DB-DATENSAMMLUNG

Wer die von der Bundesbahn angebotene Fahrpreiserhöhung für Vielreisende, das »Bahn-Bonus-Heft« in Anspruch nimmt, wird rundum verdatet. Und das geht so Er/Sie muß das Heft mit seiner/ihrer Adresse und seinem/ihrem Foto jeweils beim Kauf der Fahrkarte am Schalter und später nochmal im Zug abstempeln lassen. Das Heft muß zusammen mit allen Fahrkarten beider Bahn eingereicht werden. Schon ist die Datensammlung perfekt. Aus den Unterlagen sind rekonstruierbar Name, Anschrift, Aussehen (Foto), Tage und Orte der Fahrkartenkäufe, Ausgangsbahnhöfe, Zielbahnhöfe, Reisetage, Reisezeiten, Nummern der benutzten Züge, Orte und Dauer von Fahrtunterbrechungen.

RADIKAIAUER

Von Winfried Thomsen

Kohl sitzt aus: Im »Weißen Sessel« am Wolfgangsee.

Der Folter Schlimmste ist:

Zimmermann in den Rücken zu fallen.

Rat aus München Bei bargeldlosem Verkehr (koitus korruptus) besteht keine Ansteckungsgefahr.

Möllemann kann das Verdummungs-Gebot nicht mehr beachten. Weiter geht's nicht.

Dieser Reagan reißt auch nur das Brandenburger Maul auf.

Über die Folter reden sie, wie sie es selbst gern hätten: Nicht auszuschließen, aber keine Beweise.

Wo ein Möllemann Bildungsminister ist, kann natürlich auch sonst nichts verboten sein.

IMMER AUF DIE FRAUEN

Der Sozialabbau in den vergangenen Jahren hat die Frauen überdurchschnittlich hart getroffen. Dies bestätigt eine Untersuchung des DGB. Danach erhielt jede zweite arbeitslose Frau (52,1 Prozent) keine Arbeitslosenunterstützung, hingegen blieben nur 28,3 Prozent der Männer ohne Arbeitslosenunterstützung. Laut der DGB-Untersuchung –

erhielten von den verheirateten Frauen, die im September 1985 über ein Jahr lang arbeitslos registriert waren, bereits 79 Prozent weder Arbeitslosengeld noch Arbeitslosenhilfe; –

führte insbesondere die Bedürftigkeitsprüfung bei der Arbeitslosenhilfe zu einer systematischen Ausgrenzung der Frauen. Frauen scheitern mehr als dreimal so häufig an der rigiden Einkommensprüfung der Arbeitslosenhilfe wie Männer; –

gingen 480 000 der registrierten arbeitslosen Frauen im Durchschnitt des vergangenen Jahres bei den Arbeitsämtern leer aus. Berücksichtigt man auch jene, die in der offiziellen Arbeitslosenstatistik gar nicht erst auftauchen, weil sie sich entmutigt in die »Stille Reserve« haben zurückziehen müssen, so erhöht sich ihre Zahl auf über eine Million.

In der Terminologie des Bundeswirtschaftsministers »verschnaufen« sie dort wahrscheinlich gerade ein bißchen.

U-BOOTE JETZT BILLIGER

Sommerschlußverkauf nicht nur im Einzelhandel. In diesem Jahr machte auch die HDW mit. Ende Juli offerierte die Staatswerft der indischen Regierung ihre U-Boat-Typen 5 und 6 zu einem um gleich 20 Prozent reduzierten Preis gegenüber einem Angebot vom Februar dieses Jahres. HDW habe »neue Berechnungen« angestellt, berichtet die Neu Delhier Zeitung »The Hindu«. Im Zusammenhang mit »Kommissionszahlungen« von HDW war der indische Verteidigungsminister Singh Anfang des Jahres zurückgetreten. Die Bundesregierung findet es im übrigen »normal«, daß solche Zahlungen erfolgen, die landläufig als Bestechung gelten.

PROST DRIVER

Dr. Dionys Jobst sitzt für die CSU im Verkehrsausschuß des Bundestages und macht sich auch in den Parlamentsferien Gedanken. Was dabei rauskommt, liest sich so »Eine weitere Verbreitung von Alkohol-Testgeräten hätte positive Auswirkungen auf die allgemeine Verkehrssicherheit, denn eine Reihe von Verkehrsverstößen durch das Fahren im alkoholisierten Zustand beruht auf der Unsicherheit über die Höhe des Blut-Alkoholwertes... Wünschenswert wären erschwingliche Preise, so daß beispielsweise auch Gasthäuser ihren Gästen die Möglichkeit bieten könnten, ihren Alkoholwert zu überprüfen, um einem Taxi gegenüber einer Risikofahrt im eigenen Wagen den Vorzug zu geben...«

Jobst ist kein AutofahrerBlutalkoholTestgerätHerstellerLobbyist - sondern Bundesbahndirektor a.D.

MILCH MACHT'S

In der Pommern-Kaserne in Fürstenau, Landkreis Osnabrück, hat die Wehrbereichsverwaltung II gemeinsam mit der Landesvereinigung der Milchwirtschaft Niedersachsen einen Versuch gestartet, der auf eine Steigerung des Milchverbrauchs in der Bundeswehr abzielt. Um die Rekruten zu entwöhnen, bedient man sich eines Tricks Der Kuhsaft läßt sich zapfen, genauso wie der Gerstensaft. Folge: Der Konsum stieg um ein Drittel.

AN ALLE RAUCHEP

Nach einer umfassenden Studie des Statistischen Bundesamtes, wobei die Statistiker auch das Risiko von Selbstversuchen auf sich nahmen, konnte das Bundesamt jetzt endlich mitteilen, daß im vergangenen Jahr die Bundesbürger, die älter als 15 Jahre sind, durchschnittlich sechs Zigaretten täglich geraucht haben. Das ist zwar gegenüber den drei Zigaretten, die noch Mitte der fünfziger Jahre gepafft wurden, eine erhebliche Steigerung, aber das Spitzenergebnis von Anfang der siebziger Jahre – sieben – wurde nicht erreicht. Kleiner Nachteil der Rechenaufgabe, die irgendein Depp im Statistischen Bundesamt lösen durfte: die Selbstgedrehten konnten nicht erfaßt werden**.**

SCHWARZE SPORTLER SIND DOOF

Schwarze sind zumeist träge und unintelligent und daher nur als Spieler, aber nicht als Trainer oder Klub-Dirigenten brauchbar. So das Urteil eines prominenten Baseball-Klubvertreters, der ausgerechnet dem Verein angehört, der vor 40 Jahren mit dem Engagement des ersten Spielers schwarzer Hautfarbe die bis dahin unangetastet gebliebene Rassenschranke im US-amerikanischen Spitzensport durchbrochen hatte, den Los Angeles Dodgers.

Als die Dodgers, im Jahre 1947, damals noch im New Yorker Stadtteil Brooklyn beheimatet, den schwarzen Spieler Jackie Robinson verpflichteten, der bis dahin ausschließlich in den für Farbige reservierten Ligen tätig gewesen war, war der Bann gebrochen. Mehr und mehr Schwarze fanden Zugang zu den bis dahin blütenweißen Vereinen. Heute ist fast die Hälfte der Aktiven in den 26 Klubs der beiden Baseball-Spitzenligen dunkler Hautfarbe.

Doch Dodger-Personalchef Al Camapanis (70) stritt in einem Fernseh-Interview Schwarzen die Fähigkeit ab, höhere Posten in den Vereinen zu bekleiden, weil sie »dafür weder das Verlangen noch gewisse Fähigkeiten besitzen«. Camapanis, 1947 während kurzer Zeit Mannschaftskamerad von Jackie Robinson, verstieg sich außerdem zu der Aussage, Schwarze seien auch keine guten Schwimmer, »weil ihnen die Tragfähigkeit abgeht«.

DER WALD IST SELBER SCHULD

Schuld am Waldsterben sind zur Hälfte die Autos, zur anderen Hälfte die Fabrikschornsteine, zur dritten Hälfte das Ausland (vor allem der Osten) und zur vierten Hälfte der Wald selbst. Diese Rechnung präsentierten Politiker, Wirtschaftsverbände und Industrieunternehmen 33 Realschülern aus Kassel, die nach den Ursachen des Baumsterbens gefragt hatten. Die dreißig blamablen Antwortschreiben veröffentlichte die Klasse der Gerhart-Hauptmann-Schule nun als Buch »Der Wald ist selber schuld – Berichte aus der Schwarzwaldklinik«. (9,80 Mark, zu beziehen bei Geert Platner, Hangarsteinweg 24, 3501 Ahnatal.) Dreist, wenn der Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) behauptet, daß »Waldschäden offenbar das Ergebnis von Vitalitätsschwäche« sind oder wenn die CDU/CSU-Fraktion geschädigte Rotbuchenzweige mit den Worten kommentiert »Das ist der Herbst«. Außerdem sind auf den 184 Seiten zu finden Gespräche mit Joseph Beuys und Christine Brückner und jede Menge Karikaturen. Fazit der Realschüler, die sich rund zwei Jahre mit dem Waldsterben beschäftigten »Alle Argumente gegen eine entschlossene Umweltpolitik sind nichts als Vorwände und Ausreden«.

DER PREIS DER VOLKSVERHETZUNG

Den Chefredakteur des NPD-Monatsblattes »Deutsche Stimme«, Karl Heinz Vorsatz, hat das Amtsgericht Stuttgart wegen böswilliger Hetze gegen Asylbewerber zu 4 550 DM Geldstrafe verurteilt. Das offizielle NPD-Blatt aus Stuttgart (Aufloge 178 000) erfüllte in Wort und Bild den Tatbestand der Volksverhetzung. Das Bild: Fünf Asylbewerber mit erhobener Faust; Begleittext »Sie fallen in unser Land ein. Sie rauben und vergewaltigen. Sie zerstören unsere Jugend mit Rauschgift. Aber sie nennen sich Asylanten – und werden von den Opfern bezahlt. Solch einen Wahnsinn gibt es nur bei uns. Merke: Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode.«

SPAREN AM ELEND

Seit 1983 werden Sozialhilfeempfänger in West-Berlin zu gemeinnützigen Arbeiten herangezogen. Zusätzlich zur Hilfe zum Lebensunterhalt wird die Arbeit mit drei Mark pro Stunde entlohnt. Jedem Vierten war das zu wenig Von 38.075 nahmen 9.729 die Arbeit nicht auf. Sie verzichteten auf die Sozialhilfe oder wurden gesperrt. Unter dem Strich wurde das Programm zum Geschäft für den Senat: Den vier Millionen Mark Vergütungen standen über fünf Millionen Mark Einsparungen bei der Sozialhilfe gegenüber.

SAUEREI

Ein Rudel Wildsäue überrannte in der Wahner Heide bei Köln das Lager einer dort übenden Bundeswehr-Kompanie. Der »Wachhabende, eingeteilt zur Verteidigung des Zeltlagers gegen den Feind«, floh ohne Gegenwehr in einen Lastwagen. Die »Säue für Abrüstung« plünderten die Essensvorräte der Kompanie.

DEN GAU ÜBEN!

Eine Anlage zur Simulation von Unfällen in Atomkraftwerken ist in Mannheim in Betrieb gegangen. Wie die Kraftwerk Union (KWU) mitteilte, wurde in dem von KWU und dem Bundesforschungsministerium finanzierten Projekt der Primärkreislauf eines deutschen Atomkraftwerks ohne uranhaltige Brennelemente nachgebaut. Nach KWU-Angaben ist die Anlage mit Baukosten von 225 Millionen DM die größte in der Welt. Sie gehört zu einem Forschungsprojekt, an dem sich auch die USA und Japan beteiligen.

AUCH IN CHINA

Chinas Städten haben 82 Prozent aller Frauen im erwerbsfähigen Alter – das sind mehr als 51 Millionen – eine Arbeitsstelle. China hat damit weltweit eine der höchsten Beschäftigungsraten für Frauen, teilte das staatliche Statistikamt mit. Von 1978, als die Wirtschaftsreformen begonnen, bis Ende 1986 sei die Anzahl der erwerbsfähigen Frauen in den Städten um rund 50 Prozent angestiegen.

Wie die Tageszeitung »China Daily« berichtete, seien Frauen aber weiter durch Hausarbeit doppelt belastet und würden gegenüber Männern benachteiligt. Einige Schulen und Universitäten nahmen nur widerstrebend Bewerberinnen auf. Manche Wirtschaftsunternehmen und Institutionen weigerten sich, die ihnen zugewiesenen Hochschulabsolventinnen einzustellen.

MAUERBAUER

Die marokkanischen Streitkräfte haben mit dem Bau einer sechsten Mauer begonnen, die Teile des bisher von der Polisario kontrollierten Gebiets im Süden der Westsahara einschließen soll. Zu diesem Zweck wurden etwa 18 000 bis 20 000 Soldaten bei Bir Enzaran konzentriert. Mitdieser Mauer durch die Wüste bis an die Küste des Atlantiks soll offenbar gegenüber der Europäischen Gemeinschah der Eindruck erweckt werden, Marokko kontrolliere sämtliche Küstengewässer der Westsahara. Verbunden damit ist die Hoffnung, daß sich die EG-Kommission daraufhin eher bereitfindet, in einem Fischereivertrag mit Marokko auch die Gewässer der besetzten Westsahara einzubeziehen . Das ist der eine Teil der Meldung. Der andere: Die bundesdeutsche Regierung hat Marokko 81 Millionen Mark als Entwicklungshilfe zugesagt. Damit soll das laufende Strukturreformprogramm unterstützt werden, teilte das Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit in Bonn mit.

VERBOT FÜR »SCHWULEN-OLYMPIADE«

Homosexuelle in den USA dürfen eine für 1990 geplante internationale Sportveranstaltung nicht »Schwulen-Olympiade« nennen, weil das Wort »Olympiade« in den USA als Markenzeichen gilt, das nur vom amerikanischen oder Internationalen Olympischen Komitee benutzt oder vergeben werden darf. Das entschied das Oberste Gericht der USA in Washington und folgte damit der Argumentation des Olympischen Komitees der USA. Dieses hatte den Organisatoren der Homosexuellen-Spiele unter Berufung auf das US-Sportgesetz aus dem Jahre 1978 die Verwendung des Begriffs »Schwulen-Olympiade« verboten.

MERR VÄTER. WENIGER KINDER

Immer mehr bundesdeutsche Männer erziehen ihre Kinder allein. Während 1975 rund 189 000 alleinerziehende Väter registriert worden seien, habe es zehn Jahre später bereits rund 274 000 gegeben, rechnete das Statistische Bundesamt vor. Die Zahl der von den Vätern versorgten Kinder sei parallel dazu von 282000 im Jahr l975 auf 371 000 ein Jahrzehnt später gestiegen. Dabei zeigt die Statistik, daß zwar die Zahl der Alleinerzieher gestiegen ist, die Väter aber im statistischen Durchschnitt jeweils weniger Kinder zu versorgen hatten. So hatten 1975 rund 67 Prozent der Väter mit einem und zwölf Prozent mit drei oder mehr Kindern zusammengelebt. 1985 erzogen laut Statistik nur noch sechs Prozent der alleinerziehenden Männer drei oder mehr Kinder, 73 Prozent lebten dagegen mit einem Kind zusammen.

TRÄNENGAS F0R US-GESANDTEN

Auch Reagans Gesandte haben`s nicht immer leicht mit dem Stroessner-Fossil in Paraguay. Dem Diktator mißfielen die kritischen Äußerungen des US-Botschafters Clyde Taylor über die Schließung des oppositionellen Rundfunksenders

»Radio Nanduti«. Dem US-Diplomaten wurde daraufhin von Regierungskreisen Paraguays nahegelegt, den Abschied zu nehmen. Taylor ignorierte die Aufforderung. Der aufgebrachte Despot sann auf Rache. Als Taylor einer Einladung von Madame Josefine de Sosa, einer prominenten Oppositionsdame in Asuncion, Folge leistete, stürmte eine Polizeieinheit Stroessners die Gardenparty und nebelte den US-Diplomaten samt Gästen in eine Tränengaswolke ein. Der Polizeisprecher rechtfertigte den Überfall damit, daß es sich bei Madame de Sosus Empfang um ein »unautorisiertes Treffen von Oppositionspolitikern« gehandelt habe.

KEINE FABELWESEN

Im weiblichen Emanzipationskampf hat sich der Bereich der Technik bis heute als beinahe uneinnehmbare männliche Trutzburg erwiesen. Wenigen Frauen ist es vergönnt, in diese Männerdomäne einzudringen, womit dann die Karriere der meisten von ihnen bereits ihren Höhepunkt erreicht hat. Damit Ingenieurinnen nicht weiter als bestaunte Fabelwesen in subalternen Stellungen ihr berufliches Dasein fristen, haben sie sich im Deutschen Ingenieurinnen Bund (DIB, Hardtstr. 9, 7000 Stuttgart 31) zusammengeschlossen. Die Organisation hat es sich zur Aufgabe gemacht, Frauen im Ingenieurberuf sowie in der Ausbildung dazu zu fördern und ihre Interessen zu vertreten. Die organisierten Ingenieurinnen wollen ihr Augenmerk auch auf den Zusammenhang zwischen technischer und gesellschaftlicher Entwicklung richten und sich mit der bestehenden Praxis in Naturwissenschaft und Technik kritisch auseinandersetzen .

KAHL IN KASSEL BEKLAUT

Ernst Kahl, in Rio de Janeiro geboren, in Hamburg lebender Maler, Plastiker und KONKRET-Mitarbeiter, beklagt die Beschädigung seines Objektes »Peter Fischer (Fischer)«, eine Leihgabe an die »Caricatura«, der Werkschau bundesdeutscher Karikatur innerhalb der diesjährigen Kasseler documenta.

Das Objekt, bestehend aus a) dem caput mortui des Ostseefischers Peter Fischer, b) dessen Ausgehhut und c) dem denselben statt der landesüblichen Feder schmückenden Skelett der an Allerseelen 1970 von Peter Fischer angelandeten und von dessen Gattin zubereiteten Seezunge, wurde durch die diebische Demontage der beiden letztgenannten Accessoires in seiner künstlerischen Substanz irreversibel geschädigt. Sowohl vom Täter (den Tätern?) wie dem Motiv der Tat (Sakrileg? Dummerjungenstreich? Kommerzielles Kalkül?) fehlt noch jede Spur. Aber nicht mehr lange.

SÜDAFRIKA

In Zeiten, da die Augen rülpsen, da Autounfälle erst von zwei Dutzend Toten an und brennende Häuser von zehn Stockwerken aufwärts zur »Tagesschau«-Reife gelangen, in solch reizvollen Zeiten provozieren Bilder von Not, Elend und Unterdrückung wenig mehr noch als gesunden Bierdurst »Alltag der Apartheid« (Bilder aus Südafrika/Pahl-Rugenstein), ein Bildband, bedient sich hellsichtig der Schwarz-Weiß-Photographie. Was hilft's da noch, daß nahezu jedes dieser Bilder die ebenso informativ wie erschütternd sind, mehr vom Rassistenstaat, seiner Ohnmacht und seiner Allmacht, beleuchtet, als irgendein TV-Korrespondent, der Eisbergspitzen bespricht, der von nach Hautfarbe getrennten Gewaltopferstatistiken zu berichten weiß, ergo, wenngleich absichtslos, den Eindruck vermitteln hilft, die »Unruhen« am Kap seien eine Folge des Hautpigments?

Eher unverschuldet problematisch ist die hie und da anzutreffende Negerkind-»Ästhetik«: Spenden und Wichsen. Ziemlich von dieser Gefahr frei, weil sich durch die Wahl des Mittels seiner Haut erwehrend, ist Mark Mathabanes dokumentarische Autobiographie »Kaffern Boy« (Ein Leben in der Apartheid (Eherwirth), worin der solcherart Gescholtene seinen Überlebenskampf in einem Schwarzen-Ghetto schildert. Gewidmet ist das Buch »einer Handvoll weißer Südafrikaner, die ihm dazu verholfen haben, sich als menschliches Wesen zu fühlen«.

NICHTS BESONDERES

Wenn man zum Xten Mal Edvard Munch ausstellt, zum Xten Mal einen Katalog herausgibt und sich jemand zum Xten Mal ein Vorwort aus den Fingern saugt und Texte zusammenstellt, die zum Großteil auch schon X Mal veröffentlicht wurden, dann muß für so einen Xten Katalog schon etwas Originelles her, zumal wenn der Katalog samt Ausstellung von einer renommierten Galerie wie der Villa Stuck realisiert wurde. Die Ausstellung, die in München zu sehen war, ist bis zum 4. 10.87 in der Salzburger Landessammlung und wird vom 15. 10. bis 6. 12.87 im Brücke-Museum in Berlin (West) zu sehen sein .

Der Katalog »Edvard Munch« (301 Seiten, 38,- DM) gibt einen großen Querschnitt Gemälde, Aquarelle, Druckgrafiken und Zeichnungen, vorneweg fünf Texte von Experten, die allerdings mehr darüber schreiben, daß sie Experten sind, als daß sie dies beweisen. Im Katalog ganz hinten wird noch etwas verkauft, was so besonders nun auch nicht ist Die Fotos Edvard Munchs, über die sich die Experten immer noch streiten, ob sie nun amateurhaft oder experimentell seien. Der Katalog macht daraus die »experimentelle Amateurfotografie«. Was immerhin witzig ist. Der übrige Katalog Ein Kompromiß.

MOMI

Charlie Chaplins Hut und Stock werden, neben anderen Souvenirs aus der Film- und Fernsehgeschichte, künftig im neuentstehenden Filmmuseum (Museum of the Moving Image – MOMI) aufbewahrt, dessen Eröffnung für Anfang 1988 in London geplant ist. Dieses Museum will der Wichtigkeit der elektronischen Medien und deren Einfluß auf das Alltagsleben Rechnung tragen.

ENTARTETE OHREN

Was der für Kunst zuständige bayerische Staatsminister Wolfgang Wild auf der Jahrestagung des Deutschen Musikverleger-Verbandes so von sich gelassen hat, hat Geschichte Von der »Überfremdung in der Musik« sprach er, die einen »Verlust der deutschen Identität« mit sich bringen werde. Mehr als die Hälfte der Musik im Rundfunk, so Wild, wird aus dem Ausland importiert, bei Pop sind es sogar 80%. Fazit Der Staat müsse gegensteuern.

MEHR MAULWURF ALS LÖWE

Irgendwie mußte die Berliner Intelligenz ja darauf reagieren, daß es jetzt ein Reich gab, daß die Stadt größer und bunter geworden war daß mehr Fabriken als Gartenlauben entstanden. Und sie reagierte. Irgendwie eben. So oder so. National oder revolutionär. Empfindsam oder großmäulig. Entschieden indifferent, wie es ihre Art ist. Einige gingen auf's Land, um natürlich zu leben, andere auf die Straße für ein besseres Leben und die meisten ins Café, um einen zu heben – La Bohème, Genies allemal. Weil der Kuddelmuddel einen Namen brauchte, nannte man ihn »Moderne«. Das ist nun hundert Jahre her und hat verdammt viel Ähnlichkeit mit jenem Schmonzes, der uns jetzt als Postmoderne verkauft wird – wo ja auch keiner so genau weiß ... Wild wollten sie sein, die Griffel- und Pinselquäler und Hauptsache anders. Daß sie dabei »mehr vom Maulwurf und Hamster als vom Löwen an sich« trugen, erkannte schon Eugen Wolff, ihr Zeitgenosse und Chronist. Gebrüllt wurde in den Ateliers, gestorben in den Asylen. Das steht bei Rosa Luxemburg. Nachzulesen in der dicken, schönen Anthologie des Reclam-Verlages »Die Berliner Moderne« (gebunden, DM 27,80)

DREHBÜCHER

Geht ein Film bachab, gibt es, vereinfacht, drei Gründe der Regisseur ist bescheuert, das Drehbuch ist bescheuert, Regisseur und Drehbuch sind bescheuert. Der Regisseur wird es aufs Drehbuch schieben, weil der Drehbuchautor erst einmal sowieso nichts zu melden und in einem solchen Falle schon überhaupt die Schnauze zu halten hat. So ordentlich sind auch in diesem Gewerbe die Sitten. Das rührige Literarische Colloquium Berlin veranstaltete im vergangenen Jahr die »Berliner Drehbuchwerkstatt«. Eine Dokumentation dieses Projekts, erschienen beim Literarischen Colloquium Berlin (112 Seiten, Abbildungen, 12,80 DM) ist – trotz aller gegenteiligen Bemühungen – schöner Beweis dafür, daß offenbar doch die Drehbücher häufig hochgradig bekloppt sind, denn es ist eben so, wie es ist Die Schreiber haben nicht nur nichts zu sagen, sie sind zudem auch noch unfähig, es auszudrücken. Da kommt dann allerlei zusammen. Das Beste an diesem Projekt: Die dazu eingeladenen Drehbuchschreiberinnen und -schreiber erhielten ein Honorar. Es wurde wenigstens nicht für die »Ehre« geübt.

DER BLICK

Erst einmal Sie ist so aufregend wie abgestandener Muckefuck in einer englischen Teetasse. Eigentlich. Aber sie hat einen Sprung. Uneigentlich. Charlotte Rampling. Und deshalb Schirmer/Mosel hat einen Bildband über sie herausgegeben. »Charlotte Rampling – With Compliments« (140 Seiten, 155 Abbildungen, davon 50 in Farbe, 49,80 Mark). Berühmte Fotografen, bemühte Fotografen, bekannte Posen, glatte Bilder, auf denen sie, nicht ohne Grund, dem Betrachter ins Auge schaut. Der Blick, ihr Sprung. Im Spätsommer läuft, so verrät es der Verlag, der »jüngste Rampling-Film, Jacques Deroys 'On ne meurt que deux fois' in den deutschen Kinos unter dem Titel 'Ein mörderischer Engel' an«. Der »jüngste« ist von

1985 und der letzte, »Max, mon amour« von Oshima, ist bereits von 1986. Da liebt sie, da liebt sie nicht einen Affen. Aber was macht das schon.

RIVERA IN WESTBERLIN

Diego Rivera ist neben Orozco, Siqueiros und Tamayo der international bedeutendste Maler Mexikos des 20. Jahrhunderts. Er war maßgeblich an der Entwicklung der mexikanischen Wandmalerei-Bewegung beteiligt, die unter dem Begriff »Mexikanische Renaissance« in die Kunstgeschichte eingegangen ist. Neben der Wandmalerei arbeitete Rivera als Zeichner, Illustrator und Maler. Seine kubistischen Werke, die während eines Aufenthaltes in Europa entstanden, sind bisher so gut wie unbekannt. Aus Anlaß des 100. Geburtstages hat das Detroit Institute of Art eine umfangreiche Ausstellung zusammengestellt, die 74 Ölbilder, 105 Zeichnungen und Aquarelle und 115 Fotos umfaßt. Die Ausstellung wurde bisher in Detroit, Philadelphia, Mexiko-Stadt und Madrid mit großem Erfolg gezeigt. Sie ist jetzt in West-Berlin bis zum 16. September zu sehen und anschließend nur noch in London. Zur Ausstellung erschien ein Katalog mit 224 Seiten, ca. 50 Farb- und 175 Schwarz-Weiß-Abbildungen. Er kostet 34 DM.

SCHWERE ZEITEN

»Rettet die abendländische Kultur...« J. Caesar? Luther? Nietzsche? Dutschke?

Falsch. Plakataufschrift der Christlich Demokratischen Union, CDU, die ebensolche Rettung im Falle des rechten Wählerkreuzes versprach. Wir befinden uns im Nachkriegsdeutschland, wo sich siegreiche Ausländer tummeln, schwarzmarktwirtschaftlicher Handel in tropischer Blüte und der Nazi-Ruhestand an Waschanlagen Schlange steht. Einem Aspekt dieser diffusen Zeiten (1945- 1949) widmet sich das jetzt im Fischer-Verlag erschienene Buch »Politische Plakate aus dem Nachkriegsdeutschland / zwischen Kapitulation und Staatsgründung« (320 Seiten, Abbildungen, 24,80 DM).

Zu wählen gab's zwar noch nicht allzuviel im verhinderten Tausendjährigen Reich, gleichwohl, parteiische Selbstdarstellung hatte von Anbeginn, mit oft freizügig gehandhabtem Segen der alliierten Besatzer, Hochkonjunktur. Das Plakat war zentrales Mittel solchen Treibens. Also plakatierte man. Motive wie Sprüche zu jener Zeit entbehrten einer gewissen Subtilität, es wurde geklotzt, gehetzt, lieber zuviel als zuwenig. Schwere Zeiten für Wahrheit und Logik.

AUSZEICHNUNG

Nachdem Ellen Kuzwayo, bekannt als Mutter von Soweto, bereits im vergangenen Jahr als erste schwarze Schriftstellerin und als erste schwarze Frau den Literaturpreis der »Central News Agency« erhalten hatte, wurde ihr jetzt von der Universität Witwatersrand die Ehrendoktorwürde verliehen – erstmals überhaupt ging eine solche Auszeichnung in Südafrika damit an eine schwarze Frau. Ellen Kuzwayos Autobiographie »Call Me Woman« erschien 1985 im sub-rosa-, jetzt Orlando-Frauenverlag, unter dem Titel »Mein Leben – Frauen gegen Apartheid« .

JETZTZEITIGER ROCK

Daß Rap im Moment »das einzig Wahre« ist, glaubt nicht nur David Bowie. Auch die New Yorker Underground-Band Sonic Youth würde dieses Statement wohl unterschreiben. Mit einer Rap/ScrotchVersion des Madonna-Hits »Into The Groove« erwiesen die Musiker vor einiger Zeit der Hip-Hop-Bewegung ihre Referenz. Musikalisches Hauptanliegen Lee Ranaldos, Thurston Moores, Kim Gordons und Steve Shelleys ist jedoch das stetige Experimentieren mit Gitarrenklängen, die Suche nach dem definitiven Gitarrensound der 80er Jahre. Um den Sound immer wieder zu variieren**,** traktieren die drei Gitarristen ihre Klampfen dagegen schon mal mit Schraubenziehern und Flaschen oder benutzen Versuche, ein scheinbar defektes Gitarrenkabel einzustöpseln, als Song-Intro. Letzteres hört man auf der jüngsten Sonic Youth-LP »Sister« {Recordvox/Efa 238708). Im Sommer letzten Jahres erzählte Lee Ranaldo einer bundesdeutschen Musikgazette, daß Sonic Youth »jetztzeitigen Rock'n'Roll« anstrebten, der »nicht den Klischees der Vergangenheit verpflichtet« sei. So kann man's natürlich auch sagen.

Konkret 09/87, S. 42

Dietrich Kuhlbrodt

Platzanweiserin

Immer weniger sind mit dem Platz zufrieden, der ihnen angewiesen wird. Die professionelle Platzanweiserin weiß das; sie versteht ihr Handwerk mittlerweile als Angebot und als Entscheidungshilfe. Die neue Beweglichkeit ist auch in das Kino eingezogen; angesagt sind individuelle Reaktionen des letzten Moments. Den neuesten Filmen aus Frankreich zu glauben, – **»Der unwiderstehliche Charme des Geldes«** und »**Masken**« – , gehört diese Reaktionsfähigkeit zum erfinderischen Instrumentarium einer aktuellen Lebenskunst, die nie um eine Antwort verlegen und infolgedessen zutiefst undeutsch ist. Die neuen amoralischen Geschichten, die den Vorteil haben, spannende und stimulierende Kino-Unterhaltung zu liefern, sind ihrerseits die Antwort auf den Film der Innerlichkeit und der Wehleidigkeit und damit auf die therapeutische Ecke, in die sich unsere Utopiekranken gestellt haben, weil ihnen dort das Selbst versprochen worden ist. Mit solchen Vertröstungen hat **Claude Zidi** nichts am Hut; im Gegenteil, er praktiziert mit Lust & Wonne die Kunst der Identitätenvervielfachung, so kriminell es auch dabei zugeht. »Kriminelle Vereinigung« (Association de malfaiteurs) ist der Originaltitel. Unter dem wenig originellen Titel **»Der unwiderstehliche Charme des Geldes«** wird der Film in den deutschen Kinos eingesetzt. Das darf denn wohl bei uns nicht wahr sein, daß eine kriminelle Vereinigung komisch, hilfreich, pralle action und reines Vergnügen ist. Jedenfalls beugt der deutsche Verleihtitel einem solchen, dem deutschen Staatswohl abträglichen moralischen Mißverständnis vor. All das ändert jedoch nichts daran, daß die Yuppie-Krimi-Komödie ziemlich schnell in anarchistischen Spaß, na sagen wir es gleich in anarchistische Gewalt umschlägt. Die bon-chic-bon-genre-Boutique wird zum Sitz der Vereinigung; die JungTop-Manager der konservativen Wirtschaftsakademie vertauschen Hemd und Schlips mit dem Blaumann und tauchen in der Stadtrandszene der Kfz-Händler, Kleinhehler, Alltagskriminellen und Asylbewerber unter. Irgendwie ist gerade in diesem Milljöh die Welt in Ordnung, geradezu heimatlich. Raub, Geiselnahme und dergleichen Projekte verbinden: der Kleinbürgeronkel (Hubert Deschamps) kann endlich wieder mit seinem Akademiker-Neffen reden. Die Boutiquenfrau (Claire Nebout) zieht sich die alten Jeans an und fährt auf der Vespa in die Banlieue, denn ein Mann auf der Flucht vor der Polizei, das turnt sie ganz schön an . Andererseits machts Gérard Spaß, mal mit einem Bullen zu schlafen, nämlich mit der Kommissarin Monique, und dabei auf seinen Steckbrief zu gucken. Ja, und dann müssen sich die kriminell Vereinigten des Vertrauens würdig erweisen, das der junge ausländische Arbeiter Ghanem (Hakim Ghanem) in sie setzt: einmal mit dabei sein! Einmal eine Geisel nehmen! Kein falsches Mitleid mit Hassler, dem Wirtschaftskriminellen! Das andere Lager ist kalt und heimatlos.

Die »Kriminelle Vereinigung« ist so etwas wie die richtige Antwort im falschen Leben. Schlimm für den, der nicht zu handeln weiß, und gar überlegen, bedenken, zögern will. Wer die Identität wechselt, spart sich intellektuelle Schererei – sagt Regisseur Claude Zidi, der mit seiner »Kriminellen Vereinigung« das Thema der bestechlichen Bullen {»Les Ripoux«/»Die Bestechlichen«) auf das Schönste sowie Amoralischste fortsetzte.

Im neuen Film von **Claude Chabrol –** »**Masken**« – hat Legagneur, der alternde TV-Showmaster (Philippe Noiret) das subversive Spiel der Identitätsvermehrung entdeckt und für sich genutzt. Während seine beliebte Show »Glück für alle« pausieren muß (Fußballweltmeisterschaft!), schließt er sich mit seinem jungen Biografen (Robin Renucci), seiner kränkelnden Tochter (Anne Brochet) und den Getreuesten seines Hofstaats auf seinem Landsitz ein. »Mehrere Leben zur gleichen Zeit leben !«, das ist seine Devise. – Eine ganz besondere Krimikonstellation und ein besonders gelungener Chabrolfilm, der seine Spannung aus den kleinen Veränderungen im Herrschaftshaus bezieht, das er nie verläßt. Eine Accessoire-Maskerade, ein Mützentausch, und aus dem schlechten Fahrer wird ein guter Koch. Eine Schürze umgebunden, und die Sekretärin mit dem überlegenen Lächeln wird zur aufmerksamen Kellnerin. Gottvatergleich thront, genießt und herrscht Legagneur über seinen Staat; dem jungen Biografen, Wolf ist sein Name, wird es gelingen, ihm während einer Live-Show die Maske vom Gesicht zu reißen, gründlich . »Leckt mich am Arsch«, sind die letzten Sendewörter des Show-Fürsten.

Den Paternalismus des Show-Masters als Abart des Identitätsspiels zu durchschauen als Ausleben der Sadismen à la »Wie gehts uns denn?«, dazu bedurfte es allerdings einiger Übung in der Kunst, (nicht das eigene, sondern) das andere Selbst zu finden. Wolf, Hobbydetektiv, Liebender, braves Mitglied des Hofstaates auf Zeit (»Junger Mann, bring mir doch mal meine Zigarren!«), – er weiß, seine Rollen zu spielen. Eine überlebenswichtige Technik. Immerhin beschert sie ihm auch eine sehr attraktive Begegnung mit der alles verzehrenden Patricia (Bernadette Lafont in ihrer geilsten Rolle). Wolf also, der Rollenheld, fand zur rechten Zeit den rechten Platz, ohne daß er ihm zuvor angewiesen war. Wichtig erscheint im Moment und für den Moment, die Fähigkeit zu reagieren – auf das, was da ist. Fix muß man sein, behend und hurtig. Nix Botschaft – aber Training.

Konkret 09/87, S. 44

Matthias Altenburg

B□ cher

Mal abgesehen von Marquez, sei Lateinamerika völlig out, sagt mir der Leiter einer Frankfurter Alternativbuchhandlung, und auch Südafrika flaue, noch einer kurzen Hausse, schon wieder mächtig ab. Er selbst, nachdem ein schwarzer GI ihm die Freundin ausgespannt hat, glaube inzwischen auch nicht mehr, daß » Neschä« per se die besseren Menschen seien. So ist das mit der streunenden Liebe der Leftis. Mal kann das Objekt der Begierde nicht weit genug weg sein, dann wieder heißt es nur »ICH, ICH, ICH«. Nelson Mandela sitzt derweil noch immer im Gefängnis – seit nunmehr 25 Jahren. In seiner Rede vor Gericht (in **Rainer Falk, Nelson Mandela, Pahl-Rugenstein, DM 12.80**) aus dem Jahr 1964 resümiert er die Entwicklung des ANC und seine eigene Biografie. Weil er absieht von taktischem Kalkül, liest sich der Text wie ein Monolog, wird er zur Selbstvergewisserung eines Mannes, der es nicht nötig hat, sich zu verteidigen und der deswegen ganz einfach erzählen kann. Unter der Hand gerät die Geschichte seiner Radikalisierung zur Anklage gegen die Ankläger. Indem er seine Gegner beim Wort nimmt, entzieht er es ihnen. Der französische Philosoph **Jacques Derrida** hat ein **internationales Unterstützungskomitee** Für Nelson Mandela gegründet und einen gleichnamigen Sammelband mit Texten der Unterstutzer herausgegeben **(Rowohlt, DM 20,-)** . Heiner Müllers Beitrag ist seine Rede zur Büchner-Preisverleihung. Dort heißt es »Der Wolf kommt aus dem Süden. Wenn die Sonne im Zenit steht, ist er eins mit unserm Schotten, beginnt, in der Stunde der Weißglut Geschichte.« Der »Lüge vom POSTHISTOIRE« setzt Müller die Sprengkraft der Differenz entgegen »Ich warte auf die Dritte Welt.« Er sagt von sich **Ich bin ein Neger (Verlag der Georg-Büchner-Buchhandlung, Darmstadt, DM 12,-).** Nelson Mandela ist kein Mensch mehr. Er ist ein Märtyrer, ein Heiliger, ein Beispiel, ein Symbol. Auch das gehört zur Schuld der Rassisten, daß dieser Mann seine Freilassung ablehnen und seiner Auslöschung als Individuum zustimmen mußte. Seither ist er die notwendige Inkarnation der Freiheit, der Wahrheit, der Schönheit. Sein Name ist das Versprechen, das die Schwarzen aller Hautfarben einlösen müssen. Wenn er tot ist, wind er für uns gestorben sein. Egal, was wir über ihn wußten. Nelson Mandela ist Jesus Christus ist Giordano Bruno ist Ernst Thälmann. Wenn die Herren das Volk massakrieren wollen, muß das Volk seine Führer sakrieren. Auch wenn der linksliberale Mittelstand aus Deutschland-West das nicht kapieren will. Es gibt kein fremdes Leid.

Daß es ein Ausmaß des Leidens gibt, welches die Vorstellungskraft selbst der Opfer übersteigt, erfuhr **Günther Anders** als er 1958 Hiroshima besuchte. Manche der Überlebenden konnten sich bereits nicht mehr an den »Blitz« – so wird dort der Atombombenabwurf genannt – erinnern. Es gebe, folgert Anders, nicht nur unterschwellige, sondern auch überschwellige Reize, Reize, die zu gigantisch seien, als daß wir ihnen noch gewachsen wären. Günther Anders ist der Schmuddelgreis im ehrenwerten Haus der Philosophie. Statt, wie es ihm anstünde, ein akademischer Wolkentreter zu sein, denkt er darüber nach, wie das Überleben der Menschheit zu sichern ist. Statt sich von den Repräsentanten der Macht loben zu lassen, klopft er ihnen auf die Finger und fordert dann auch noch, im Zuge einer gewaltsamen, kollektiven Notwehr, zu deren Liquidierung auf. Als die Esslinger Künstlergilde ihm den Andreas-Gryphius-Preis verleihen will, attackiert er die Stifter und verweigert ihnen die Ehre, sich ehren zu lassen. Und als ein neunmalkluger Gesprächspartner ihm vorwirft, sein handlungsorientiertes Denken relativiere die Philosophie, erwidert der Alte keck »So what? Ist es nicht wichtiger, daß es die Menschheit als daß es eine 'Philosophie' gebe? Obwohl als 'Philosoph' klassifiziert, interessiere ich mich für Philosophie nur wenig. Mein Interesse gilt der Welt. So wie das Interesse des Astronomen nicht der Astronomie gilt, sondern den Gestirnen. Ob es so etwas wie Philosophie gibt und ob man das, was ich treibe, Philosophie nennt oder ich weiß nicht wie, das ist mir völlig wurscht.« Das alles ist nachzulesen in einem Sammelband mit Interviews und Erklärungen, den die kleine, aber feine **Edition Tiamat** jetzt herausgegeben hat **(Günther Anders antwortet, DM 28,--)** – ein Substrat aus dem Werk dieses luziden Spreng-Kopfs. Wer, nachdem er Anders' Polemik gegen die Happenings der Friedensbewegung gelesen hat, noch immer meint es reiche aus, ein Apfelbäumchen zu pflanzen, der wird zur Lektüre des Gesamtwerks (erschienen im Beck-Verlag) verurteilt. Und wer immer noch hofft, es werde schon alles werden, dem sagt Anders, was er von ihm hält »Ich glaube, Hoffnung ist nur mein anderes Wort für Feigheit.« Immer wieder kommt er auf seine Grundthese zurück, daß es das Dilemma des Menschen sei, daß er in der Lage ist, mehr herzustellen als vorzustellen, daß es ihm an Phantasie mangele, sich auszumalen, was ist, wenn nichts mehr ist. Anders' Denken ist von der neuen Zuversicht der Happy-End-Optimisten ebensoweit entfernt wie vom wohlfeilen Pessimismus zynischer Poeten »Wenn ich verzweifelt bin, was geht's mich an?« Stimmungen tun nichts zur Sache. Und friedliche Großdemonstrationen taugen höchstens dazu, die Stimmung der Demonstranten zu heben »Sobald hunderttausend zusammen sind, wird automatisch ein lustiges Volksfest daraus. Dann gibt es Würschtl, Tschernobyl mit Würschtl. Und dann kommen die Gitarren. Und wo die anfangen, da fängt auch der emotionale Schwachsinn an.« Es ist schon ein wenig peinlich, daß es immer die klapprigen, alten Männer sind, die uns vormachen, was es heißt, einen aufrechten Gang zu haben. Sie soll sich was schämen, die Jugend von heute. Und dann soll sie zum Gegenangriff blasen, gegen die »Avantgardisten der Idiotie«.

Konkret 09/87, S. 48

Peter Körte

Der begnadete Nachwuchs

Die Normalisierung der deutschen Geschichte kommt voran. Diesmal sind es die Spätgeborenen, die mit ihren Nazi-Eltern abrechnen. Der Verlauf der Debatte zeigt, daß die Verständigung zwischen den Generationen noch immer ganz gut klappt. Wie schon die Täter verstehen sich auch die Kinder der Täter zunächst einmal als Opfer

Das Szenario ist bekannt. Ein Bilder-Magazin, das gern den Aufklärer spielt, packt ein »heißes Eisen« an. Als Dauerbrenner immer gut: Enthüllungen über die NS-Zeit, wenns geht in Serienform. Die Leser-Blatt-Kommunikation läuft programmgemäß. Alte, neue, halbe und verkappte Nazis melden sich zu Wort, die Gegenseite lobt Mut, Gespür und Engagement für unbequeme Themen, einige melden »»ästhetisch-moralische« Bedenken an. Stimmen, die nicht ins Schema passen, gehen schnell unter. Das aufklärerische Alibi ist beschafft, die Serie reif für den Buchmarkt. »Mein Vater, der Nazi-Mörder« – eine »beispiellose Auseinandersetzung«?

Es gehören schon der wöchentlich miterzeugte Gedächtnisschwund und der Zustand eines nur durch schrillste Töne aufzuschreckenden Publikums dazu, um dieses oft gespielte Stück noch einmal als »schonungsloses Für und Wider« auf die Bühne zu bringen und zugleich von seiner düsteren politischen Kulisse abzulenken. Kaum ein halbes Jahr ist es her, daß im »Spiegel« ein Vorabdruck aus Peter Sichrovskys Buch »Schuldig geboren. Kinder aus Nazi-Familien« erschien. Sichrovsky, der 1985 bereits einen Band über die Kinder der Überlebenden veröffentlichte, hat in Gesprächen mit Angehörigen der zweiten Generation all das präzise und erschreckend protokolliert, was Niklas Frank in seinen aufgeputschten »Stern«Auslassungen bestenfalls streift. Da wird nicht an Vaters Todestag onaniert, höchstens einmal aufs elterliche Grab gepinkelt; auch gibt es keinen Großvasall des Führers aus der Nähe zu bestaunen. Und wo die Nachgeborenen einmal Franks Tonlage erreichen, ist eine Gebrochenheit und Verzweiflung zu spüren, die bestürzender wirkt als jeder pervers garnierte Seelen-Striptease. Die Nöte und Verdrängungsstrategien der Täterkinder treten in bisweilen fast unerträglicher Schärfe gerade dort hervor, wo scheinbar alltäglich-banal dahergeplaudert wird. Etwa beim Sohn des kleinen Nazi-Bürgermeisters, der sich und seine Eltern in kindlicher Einfalt als Opfer sieht. Hätte man den Vater nicht nach 1945 in den Hintergrund des politischen Lebens der Kleinstadt gedrängt, »ich hätt' vielleicht dann den Platz in der Fußgängerzone«, den einträglicheren Standort fürs eigene Geschäft. »Da war irgendwer böse auf sie. Warum, weiß ich nicht.« Natürlich hat auch Sichrovsky das bekannte Leserecho ausgelöst, weniger spektakulär als im »Stern«, aber mit der absehbaren Pointe, als »schmutziges Schwein«, »dem Namen nach bestimmt ein Jude« beschimpft zu werden. Ein Sohn jüdischer Überlebender, der von »schuldig« spricht, das ist in der Tat längst nicht so prickelnd wie Berichte aus dem dämonischen Innenleben der Macht. Es gehört sich vor allem nicht.

Die gar nicht recht in Gang gekommene Debatte war gerade ausgestanden, da erregte Peter Schneiders »Vati«, angeregt durch die »Bunte«-Serie des Mengele-Sohnes, die Gemüter. Die Erzählung, gewiß nicht das literarische Glanzstück ihres Autors, bot den Vorteil, sich auf den Vater-Sohn-Konflikt gar nicht erst einlassen zu müssen. »Bei Mengele abgeschrieben oder nicht«, war die Frage, der vorrangig die Aufmerksamkeit galt, nachdem der »Spiegel« den Autor wegen seines »Plagiats« schon vorzeitig zur Strecke gebracht hatte. Daß es vor Schneider eine Erklärung Gerd Heidenreichs mit dem Titel »Die Gnade der späten Geburt« (1986) gegeben hatte, wer sollte davon noch wissen? Heidenreichs namenlose Hauptfigur aus der Generation der »Spätgeborenen« endet in der Psychiatrie, da sie die Begegnung mit der Vergangenheit nicht erträgt. Einfach und undramatisch zeigt die Erzählung, wie dünn und anfällig die Hülle ist, die das Verdrängte umgibt: Der Bruch im Leben der Hauptfigur tritt ein, als eine alte Frau im Autokennzeichen des Ich-Erzählers ihre KZ-Nummer wiedererkennt.

Von Jurek Beckers Roman »Bronsteins Kinder« (1986), der die Schwierigkeiten eines jungen Juden mit den unerloschenen Rachewünschen des Vaters beschreibt, mag man schon gar nicht mehr reden. Wie überhaupt die Erinnerung an die »Folgen der Verfolgung«, die tief in die Generation der Kinder der Überlebenden hineinreichen, hierzulande nur noch als aufdringlich und anachronistisch betrachtet wird. Schließlich hat der Bundeskanzler selbst die »Wiedergutmachungszahlungen« noch einmal nachgerechnet und ist zu dem Schluß gekommen, daß dieses Kapitel der Geschichte nun abgegolten sei.

Alles nicht weiter verwunderlich, wären da nicht auch Stimmen gewesen, die irritieren müssen. Gewiß, Ralph Giordano, der den Nazis entkam, und Henryk Broder, der die BRD in Richtung Israel verlassen hat, haben recht, wenn sie Franks »Geschmacklosigkeiten« als nebensächlich und den hysterischen Protest gegen die »Verunglimpfung des Vaters« als durchsichtiges Ausweichmanöver charakterisieren. Wer jedoch wie Giordano schreibt: »Ich anerkenne Niklas Frank als Opfer jener gleichen Täter, von denen meine Familie und ich zwischen 1933 und 1945 verfolgt und geschlagen worden sind«, muß sich fragen lassen, wie der Franksche Exhibitionismus zusammengehen soll mit dem Widerstand gegen die von Giordano klar benannte offizielle Vergangenheitsbereinigung. Wo man, wie der Historiker Hillgruber, von der »Zerschlagung des Deutschen Reiches« und dem »Untergang des europäischen Judentums« reden kann, wirkt Giordanos Versöhnungsgeste als Entlastung derer, die endlich aus dem »Dunstkreis Hitlers« (Strauß) heraustreten wollen. Und selbst

dann, wenn man an die Stelle der »Gnade« die »Bürde« setzt (Dörte von Westernhagen, Die Bürde der späten Geburt, in: »Psychologie heute« 6/1987) ist eines von vornherein klar: die Perspektive ist stets jene der Täter und ihrer Nachkommen, von den Opfern hört man allenfalls im Nebensatz.

Die im Historikerstreit einstudierte Einebnung des Unterschieds zwischen Tätern und Opfern macht Schule. Sie wird überdies begünstigt durch die perfide Mathematik des 21. Strafrechtsänderungsgesetzes, des sogenannten »Auschwitz-Gesetzes«, das Vertriebene gegen Vergaste aufzurechnen erlaubt. Franks »schonungslose Abrechnung«, die verdeckte Weigerung, »mitzuverantworten, mitzutragen, mitzutrauern und mitzuleiden« (eine Leserzuschrift im »Stern«), ist ein weiterer Probelauf auf dem Weg zur »Normalisierung«.

Neu und »beispiellos« ist an der ganzen Geschichte nur der Personenkreis. Alt jedoch ist die seit 40 Jahren bekannte Bemühung der Täter, sich von den Opfern trösten zu lassen. Neu ist, daß diese Bemühung sich auch als Abrechnung präsentieren kann.

Und alt wiederum ist es, eine öffentliche Diskussion, sobald sie schmerzhaft zu werden droht, zu verschleppen und in ein Fahrwasser zu dirigieren, das die übliche »Schadensabwicklung« (Habermas) verbürgt: aufs Format privater Triebabfuhr zurechtgestutzt, verebbt sie, bevor sie eigentlich begonnen hat. Hieraus nun zu schließen, die ganze Debatte sei folgenlos, wäre fatal. Der jüngste Versuch, die Unterschiede von Tätern und Opfern zu verwischen, kommt zu einem Zeitpunkt, in dem selbst vom Ende einer Schamfrist zu sprechen noch eine unzulässige Verharmlosung wäre. Eine Terminologie, an deren sensiblem Gebrauch man nicht erst seit der Kanzlergleichung DDR-Gefängnisse =KZ zweifeln durfte, wird zur kleinen Münze im politischen Schlagabtausch.

Belege für die neue Dreistigkeit, diese Mischung aus selbstgerechter Einfalt und hartgesottener Unempfindlichkeit, lassen sich auch dort finden, wo man sie nicht unbedingt vermutet. So bringt es etwa Horst Mahler in der »taz« mühelos fertig, dem 1933 zwangsemigrierten Juden Günther Anders auf dessen Beitrag zur Gewaltfrage im Predigerton zu antworten: »Du, Günther Anders – Philosoph und Schriftsteller, bist der Herold des spirituellen Rassismus, stehst an der Rampe und selektierst«. Beispiellos? Nicht doch! Zur »Rampe« hatte im Historikerstreit bereits »FAZ«-Herausgeber und Hitler-Biograph Joachim Fest den Schreibtisch von Jürgen Habermas ernannt.

Inmitten dieser leider auch nicht beispiellosen Konfusion wird man sich über Geschmacksfragen nicht mehr streiten müssen. Von einem »Schlag ins Gesicht der Volksgemeinschaft« (Broder) kann allerdings auch nicht die Rede sein. Franks Bekennermut, den man vor dieser Kulisse erst so recht würdigen kann, »wird in die deutsche Zeitgeschichte mit Prägekraft eingehen«, schreibt ein »Stern«-Leser, dem offensichtlich nicht bewußt ist, wie recht er haben könnte. Oder doch? Denn es geht weiter: »Das große und dauerhafte Unheil, welches uns Deutsche durch Hitler betroffen hat, kann nur durch Bekenntnisse im Stile von Niklas Frank gemildert werden«.

Angesichts solcher Entschlossenheit, die vor lauter Schonungslosigkeit Täter und Opfer verwechselt, kann Broders Einschätzung, Franks Serie bilde eine »Kriegserklärung an die nationale Identität«, nur als Wunsch ihres Urhebers, aber nicht als zuverlässige Prognose gelten. Gültig bleibt indes eine Zustandsbeschreibung des Sozialphilosophen Ulrich Sonnemann aus dem Jahre 1963: die BRD als »das Land der unbegrenzten Zumutbarkeiten«.

Konkret 09/87, S. 50

Klaus Haase

Der Führer schenkt den Juden ein Ghetto

Deutsche Soldaten und Touristen fanden es während des Krieges spaßig, gaffend durchs Warschauer Ghetto zu flanieren, um schnappschüsse zu machen vom jüdischen Elend für die Lieben daheim. Als »erstaunliche Ausnahme« von dieser Regel wird jetzt eine Foto-Dokumentation angepriesen »unvoreingenommen, positiv, sogar mit Sympathie für die Bevölkerung«. Die Bilder stammen von der Propaganda-Kompanie der Nazis und dokumentieren nur eines: den Willen zur Fälschung

»Er muß ein Genie gewesen sein, mit dem Auge eines Rembrandt.« Als Alexander Benin Bernfes, ehemaliger Bewohner des Warschauer Ghettos, die 400 Fotos, die nach dem Krieg auf Umwegen zu ihm gelangt waren, zu Gesicht bekam, war deren Fotograf noch unbekannt.

Er blieb es auch, als Ende der sechziger Jahre eine Auswahl ähnlicher Fotos aus dem Bundesarchiv in Koblenz veröffentlicht wurde. Herausgeber Günther Deschner hatte zwar mit den Fotografen gesprochen, behielt jedoch dessen Namen wie auch den Inhalt des Gesprächs für sich. Nur soviel hielt er für nunmehr »bestätigt«: die Bilder seien damals »auf eigene Verantwortung« angefertigt worden.

Die Bilder: Fotografien aus dem jüdischen Ghetto von Warschau, jener Gefängnisstadt, in der die Nazis Hunderttausende zusammengepfercht hielten; Aufnahmen von einem Ort des Schreckens, der 1944 keinen einzigen Bewohner mehr hatte. Aber wer hatte diese Dokumentation angefertigt und zu welchem Zweck?

Ulrich Keller, kompetenter Kunsthistoriker, seit den Siebziger Jahren in den USA, hat das Koblenzer Material für den eben im Dirk Nishen Verlag erschienenen Fotoband neu gesichtet und zurückhaltend kommentiert. Dennoch kommt er zu dem Ergebnis: »Die große Mehrheit der Bilder ist entweder neutral gestimmt oder sympathisiert mit der Ghettobevölkerung.«

Die Auskunft verblüfft. Die Fotos stammen, wie wir inzwischen wissen, nicht vom Widerstand, sie sind auch nicht neutral, und von Sympathie kann keine Rede sein. Kein Amateur hat da den Apparat hingehalten, die Knipser waren von Amts wegen als Bildberichter unterwegs: Sonderführer Albert Cusian und Erhard Joseph Knobloch von der in Warschau stationierten Propagandakompanie 689.

Irritierend genug ist bereits die einzige von Cusian überlieferte Erklärung zur Genese der Bilder: »Ich photographierte im Warschauer Ghetto alles, was zu sehen war. Die Motive waren so interessant. Ich machte Aufnahmen im Leichenschauhaus und auf dem jüdischen Friedhof. Die Körper der Juden, die im Laufe der Nacht gestorben waren, wurden auf den Bürgersteigen zur Abholung bereitgelegt. Ich wartete ab, bis die Einsammler kamen und machte dann Aufnahmen von ihnen.«

Daß dieses Motivinteresse nicht nur ein privates war, wie bei vielen deutschen Fotoamateuren in Uniform und Zivil, die sich täglich als nekrophile Voyeure auf dem Friedhof vergnügten, zeigt die Entdeckung einer amerikanischen Archivforscherin: eine antisemitisch betextete Bildreportage »Juden unter sich«, die aus diesem Bildmaterial zusammengestellt wurde, mit dem Hinweis »PK.-Knobloch (12), Helm. Koch (1), Cusian (5)«, erschienen in der »Berliner Illustrierten Zeitung« vom 24. Juli 1941.

Keller hat Zweifel, ob die Fotografen von Anfang an im Auftrag der großen Wochenzeitung gearbeitet haben, die die »ursprünglich differenziertere Ghetto-Kritik Cusians und Knoblochs auf einen kruden Propagandanenner gebracht und gegen alternative Lesungen abgeschottet« habe, – »eine große Entstellung des zugrundeliegenden Bildmaterials,« wie er feststellte.

Freie Redaktionsaufträge an uniformierte PK-Angehörige wären im Dritten Reich allerdings unwahrscheinlich gewesen. Die Kriegsberichter waren dem Militär zugeteilt, arbeiteten aber im Auftrag des Propagandaministeriums. Erst nach dessen Zensur wurden die Fotos an fünf deutsche Bildagenturen verteilt, die die Presse zu versorgen hatten.

Für den amtlichen und durchaus unprivaten Charakter der Fotoaktion spricht eine Fülle von Fakten. Cusian und Knobloch fotografierten nicht nur, wie die auf eigene Faust im Ghetto herumstreifenden Soldaten, das Straßenelend, Geschäftsauslagen und Passanten (Von Joe J. Heydecker, einem Fotolaboranten dieser Propagandakompanie sind 100 solcher Bilder bekannt.) Sie hatten Zugang zu den von den Deutschen kontrollierten Institutionen und oft genug bestimmte sich die Perspektive schon dadurch ganz von allein: hinter dem Postschalter hervor, in den Duschräumen der Desinfektionsanstalt, in Werkstätten und in Arbeitslagern außerhalb Warschaus. Selbst vom Dienstwagen herunter durchpflügten sie – die Leica oder Contax im Anschlag – die Menschenmengen auf dem Schwarzmarkt. Ganz ungeniert abgelichtet

werden die in ihre Gebetsbücher gehüllten Juden bei Gebet und Thoralesung. Deren versteinerte Gesichter lassen ahnen, wie dieser schwere Tabubruch zustandegekommen sein muß. Der Gedanke an Zufälligkeit, Privatheit, eine neutrale oder gar freundlich zustimmende Haltung der Fotografen erledigt sich spätestens hier. Offenbar ging die Anzahl der damals gemachten Aufnahmen aber weit über das in Koblenz gesammelte Material hinaus. Nicht nur daß die

Zeitschriftenveröffentlichung und die Sammlung von Bernfes weitere Bilder zeigen; wichtige Motive, ohne die ein Ghettobericht unvollständig gewesen wäre, der Judenrat etwa, fehlen ganz. Hingegen finden sich die gleichen Motive aus der gleichen Perspektive wie bei Cusian und Knobloch in einer Nazi-Wochenschau wieder, die zur gleichen Zeit gedreht wurde. Ein Photo zeigt das uniformierte Filmteam bei der Arbeit am selben Objekt. Der Judenratsvorsitzende Czerniakow notierte Zugehörigkeit und Aufnahmedatum der beiden kooperierenden Teams: »2.V. 1941 (...) Morgens um 8 erschienen Filmleute vom Aus*sendienst (*= der PK) und machten Aufnahmen in den Werkstätten bei der Gemeinde.« Fotografiert wurde eindeutig über Monate hinweg, nicht nur »im Verlauf weniger Wochen des Frühjahrs 1941«. Eine jüdische Droschke – am 15. März 1941 notierte Chaim Kaplan die Beschlagnahme aller Pferde – , eine jiddisch-hebräische Lebensmittelreklame für »gute Sorten für koschere Pessach« – das auf den 11. April fiel – und der provisorisch am Grab aufgestellte Grabstein der am 19. Ljar (= Mai) 1941 verstorbenen Shejwa Fefer, lassen auf diesen Mindestzeitraum schließen. Spätestens mit dem 22. Juni und nicht erst »Anfang Winter 1941 « war dann Cusians und Knoblochs Auftrag beendet. Die Propagandakompanie 689 verließ mit der übrigen Wehrmacht Warschau zum Überfall auf die Sowjetunion. Ein damals privat in der Dunkelkammer abgezogenes Cusian/Knobloch-Foto aus dem Besitz des ehemaligen PK-Laboranten Kramer bestätigt in einer fast überflüssigen Konkretheit den offiziellen Weg des Bildmaterials.

So auffallend lange, gründlich und umfassend wie die Fotoaktion durchgeführt wurde, so auffallend begrenzt ist die Motivauswahl. Kein Bild von den täglich sich in aller Öffentlichkeit an den Ghettotoren abspielenden Grausamkeiten, kein Bild von den Menschenjagden und von den Erschießungen im Ghetto; kein Bild, das bezeugen könnte, wie Juden zusammengeschlagen, gefoltert und erniedrigt wurden, wie jüdische Kinder beim Schmuggeln von Lebensmitteln abgeschossen, Männer zu sadistischen »Gymnastikübungen« gezwungen wurden. Deutsche Täter und jüdische Opfer kommen einfach nicht vor. Sie sind unsichtbar gemacht. Mit aller Sorgfalt. Sichtbar sind die Institutionen. Wie sie funktionieren und daß sie funktionieren. Ob Post oder Polizei, Gesundheitsamt oder Desinfektionsanstalt, Berufsschule, Werkstätten oder Arbeitslager – die Bilder suggerieren eine vorbildliche und fürsorgliche autonome Verwaltung. Daß sich, wer konnte, von den sadistischen, Krankheit erst verbreitenden Desinfektionsbädern freikaufte, daß die Post Ort für Plünderungen und Beschlagnahmungen der dringend benötigten Lebensmittelpakete war – die Bilder vermitteln es nicht, der Herausgeber erklärt es nicht. Nur wer sehr genau hinschaut, begreift, daß die Juden in den Werkstätten ausgerechnet deutsche Uniformen schneidern, der Postkartenschreiber in Wirklichkeit ein jüdischer Briefzensor bei der Arbeit ist. Auch die Gesundheitsuntersuchung ist vorgetäuscht. Zehntausende Männer wurden ohne alle Umstände von den Straßen in die Zwangsarbeitslager transportiert.

Ein Hohn auch die Darstellung von Juden bei körperlicher Arbeit. Die Zwangsarbeiter mit Schubkarren und Loren bei der Flußregulierung werden präsentiert in der Ästhetik der nationalsozialistischen Arbeiterfotografie: Gruppen im Gegenlicht, selbstbewußt auf den Spaten gestützte Denkmäler, halbnackte Jünglinge mit muskulösen Oberkörpern. Sollten die Photographen doch einem humanen Empfinden nachgegeben haben, ausgerechnet an diesen hochoffiziellen Stätten? Diese mit Akribie arrangierten Szenen leugnen nicht nur die mörderischen Lagerverhältnisse, ihre Ästhetik soll im bewußten Kontrast zu den Aufnahmen der übrigen Ghettobewohner demonstrieren: wenn die arbeitsscheuen und parasitären Juden zu körperlicher Arbeit angehalten werden, werden sogar aus diesen Untermenschen richtige Menschen.

Die eindrucksvoll gruppierte, bei Kartenspiel, Alkohol und Varietebesuch gezeigte »Ghetto-Elite« – die von der Gestapo protegierte Schicht von Schmugglern, Agenten und Kollaborateuren – stellt das propagandistische Bindeglied in dieser Kontrastinszenierung dar: den Parasitismus des »reichen Juden«. Ein solches Restaurantfoto war von den Deutschen schon im Dezember 1940 als Plakat mit dem Titel »Karneval« verbreitet worden, wie Emmanuel Ringelblum in seinem Tagebuch registrierte. »Das Ghetto tanzt«, hieß es auf der »arischen« Seite.

Von den zahllosen jüdischen Hilfseinrichtungen wird nicht eine einzige ins Bild gebracht, keine (verbotene) Schule, keine Volksküche und kein Flüchtlingsheim für die Massen der vom Umland ins Ghetto deportierten Besitz- und Wohnungslosen. Das allein schon ist Grund genug, die scheinbar humane Absicht in der Wiedergabe des Straßenlebens wie auch des Straßenelends in Zweifel zu ziehen.

Etwas Grundsätzlicheres irritiert an den auf den ersten Blick authentisch und ergreifend anmutenden Bildern: bis in die Einzelheiten werden sie von den Berichten der jüdischen Chronisten bestätigt – sie sind dennoch fast alle gestellt.

Das Ghetto tanzt nicht, doch es lächelt. Nicht nur die Kinder lächeln. Wie das bewerkstelligt wurde, enthüllte Chaim Kaplan, der am 15. Februar 1941 verblüfft zwei bonbonfütternde deutsche Offiziere beobachtete – vielleicht Cusian und Knobloch selbst: »Das war des Rätsels Lösung. Es gibt keinen Nazi ohne Politik. Offensichtlich brauchen sie Bilder von Freundschaft zu jüdischen Kindern für die Propaganda, um die Menschheit zu täuschen. Alles läßt sich machen.«

Gelächelt wird überall: Ob vor Angst oder gelöst, verlegen oder ausgelassen, muß der Betrachter bei jedem Bild neu herauszufinden versuchen. Absurd erscheint es nicht nur wegen des Elends, sondern angesichts der uniformierten Feinde ohnehin. Einiges klärt sich, wenn man die von Keller nicht veröffentlichten Bilder aus dem Koblenzer Archiv zuhilfe nimmt. Wer im Buch die einfühlsame Porträtstudie zweier würdiger, lächelnd ins Gespräch vertiefter Greise zu sehen meinte, findet auf dem unmittelbar vorhergehenden Archiv-Foto die wahre Situation: zwei wie erstarrt nebeneinander

stehende, der Kamera ausgelieferte alte Männer, ausweichend der eine, erschrocken in die Kamera blickend der andere. Wie es den PK-Leuten gelang, den Ghettoschrecken zur vermeintlichen Ghettoidylle umzuinszenieren, läßt sich vorstellen.

Geradezu grotesk enthüllen die Bilder vom Schwarzmarkt das Geheimnis des fröhlichen Ghettos. Die konzentriert ihren Tauschgeschäften nachgehende Menschenmenge, bricht – wie das nächstfolgende Foto der Koblenzer Negative zeigt – plötzlich in einen bis zur Karikatur gesteigerten Aktionismus aus. Wie von schlecht chargierenden Schauspielern wird nun mit gegrätschten Beinen und lachenden Gesichtern in die Kamera hinein lebhaftes jüdisches Handeln demonstriert. Das hätte das Flair von der authentischen Ghettoreportage denn doch gestört – die »Berliner Illustrierte Zeitung« und Keller publizierten lieber das ruhigere Photo.

Ähnliche Überzeugungskraft haben die Fotogeschichten vom Gemüsestand, dessen Besitzer dem Ansturm der Kunden freundlich entgegenblickt – bei aller Hungersnot – , oder die vom deutschen Wachtposten, der sich den Streit zwischen einem jüdischen Polizisten und einer festgenommenen Jüdin anhört. Keller ignorierte die Nummerierung der Negative und zerstörte so den Ablauf der Geschichten. Ringelblum hielt am 26. April 1941 fest, wie solche Szenen für die PK-Filmkameras inszeniert wurden; »Zu solchen Tricks greifen sie bei der Herstellung des Films über die polnischen Ghettos: ein deutscher Wachtposten steht in der Mitte der Zgierz-Straße im Ghetto von Lodz, zu seinen beiden Seiten jüdische Wachen. Der deutsche Posten hält einen deutschen Polizisten an, der die Straße falsch überquert hat; er befiehlt den jüdischen Wachen, den deutschen Polizisten festzuhalten. Und das filmen sie.«

Selbst die ergreifendsten Bilder Cusians und Knoblochs, die der zahllosen, vor Hunger Ohnmächtigen und auf den Trottoirs des Ghettos an Typhus Sterbenden, sind von der Regie der Propaganda erfaßt und zum Teil auf wahrhaft makabre Art erfunden. Der Massentod auf den Straßen genügte den Ansprüchen der Dramaturgie nicht.

Ein Bettler liegt hintenübergesunken an einer Hauswand, die Mütze auf den Knien, neben ihm steht wie zufällig eine alte Frau mit Kopftuch; sie schaut in die Kamera, über ihrem Arm hängt ein leerer Sack. Ihre Haltung verrät, daß etwas nicht stimmt. Man findet die Frau wieder in einer anderen, diesmal pathetisch übertriebenen und künstlich arrangiert wirkenden Situation; ihre Haltung ist dieselbe, die Haltung einer Komparsin. Wie aufgepflanzt umstehen Neugierige einen auf dem Rücken liegenden jungen Mann; ohnmächtig oder tot kann er nicht sein, er hebt den linken Arm. In deutlichem Achtungsabstand dazu und wie auf Distanz gehalten, Hunderte von Schaulustigen – was hielt sie fern? Eine gut gekleidete Frau geht mit ihrem Kind an dem Opfer vorbei – ungerührt. Das kaum beherrschte Lachen der Männer, Frauen und Kinder verrät endgültig, daß es sich nicht um eine Tragödie handelt, sondern um eine Komödie. Der beabsichtigte Effekt des immergleichen, nur oft geschickter inszenierten Grundthemas ist verdorben: die »Berliner Illustrierte Zeitung« erläutert es dem deutschen Leser an einem anderen Bild:

»Im Leben geht man am hungernden Volksgenossen vorüber: Vor dem Haus des Judenrates liegt ein zusammengebrochener Jude. Der Pförtner lächelt zufrieden vor sich hin, der Mann vom jüdischen Ordnungsdienst blickt gelangweilt ins Weite. In der Geschichte aus der 'Urheimat genannt 'der barmherzige Samariter', ist der 'Helfende' ein Nichtjude...«

Dieses Bild hielt anscheinend auch Keller für die Essenz des Ghettolebens; er eröffnet mit ihm seine Anthologie. Falsch wäre das dennoch nicht – bei geändertem Titel: »Die deutsche Propaganda inszeniert das Warschauer Ghetto«. Diese Vorläufer-Fotos des Theresienstadt-Films »Der Führer schenkt den Juden eine Stadt« sind nicht nur als (noch lesbar zu machende) Dokumente der Nazipropaganda veröffentlichens wert. Denn sie zeigen nicht nur den Mißbrauch der Opfer. Sie überliefern auch noch den Terror der Täter.

Fotografien aus dem Warschauer Ghetto. Herausgegeben von Ulrich Keller, Dirk Nishen Verlag, 194 Seiten, DM 26,-

Konkret 09/87, S. 54

Michael Scharang

Der Europäer ist kulturhungrig und eine Heimsuchung

Ein österreichischer Schriftsteller fliegt nach Amerika. Im Handgepäck: die Lieblingsvorurteile des fortschrittlichen Menschen. Seine Empfehlung: Nackenhaare aufrichten

Keine Angst. – Wenige Stunden vor meinem Abflug in die USA (Vorlesungen an einer Universität; Recherchen für den Roman »Auf nach Amerika!«) ruft mich von dort ein Bekannter an. Er warne mich vor illegalen Taxifahrern; die lauerten vor den Flughäfen auf Fremde, gäben vor, besonders billig zu sein, verlangten aber mehr als normale Taxler.

Wenige Stunden später. Ich entdecke im Wiener Telephonbuch, daß es nicht nur Funktaxis gibt, sondern spezielle Unternehmen, die preisgünstigen Transport zum Flughafen versprechen. Ich rufe an und erkläre meine Situation: Der Fahrer möge hupen; ich könne nämlich das Taxi nicht sehen, der letzte Schneesturm habe zwischen meinem Haus und der Straße eine drei Meter hohe Wächte hinterlassen; der Fahrer möge sich in acht nehmen, es würde zuerst mein Koffer geflogen kommen, dann ich.

Die Sorgen um den Fahrer hätte ich mir sparen können: Er steigt bei diesem Wetter gar nicht aus. Schließlich ist er kein gewöhnlicher Taxler, sondern ein illegaler. Wie ich am Kennzeichen sehe, chauffiert er einen staatlichen Dienstwagen. Er verlangt, wie ich erwartete, einen überhöhten Preis, und er bekommt von mir, wie er erwartete, nicht einmal den normalen.

Leute vom Balkan vor kleinen amerikanischen Gaunern zu warnen, heißt den Teufel über den Beelzebub aufklären zu wollen.

Keine Kultur. – Vor meiner Abreise häufen sich die warnenden Stimmen. Leute, die ich kaum kenne, scheinen nur noch eines im Sinn zu haben: mich davor zu bewahren, blind ins Unglück zu rennen. Denn: Amerika und die Amerikaner haben keine Kultur. Ein Schock sei das für unsereinen; stelle man sich nicht geistig auf den Ungeist ein, könne es passieren, daß man Amerika stante pede den Rücken kehre; und das wär schade, einmal sollte man die Zustände dort mit eigenen Augen gesehen haben.

Der gute alte Antiamerikanismus sitzt tief in den Abendländern und ist gleichwohl jederzeit abrufbar. In Zusammenhang mit dem Fall Waldheim mußte man sich anhören, wie in Österreich nicht nur Antisemiten, sondern auch andere bewährte Reaktionäre zur antikommunistischen Oberstimme wieder einmal die antiamerikanische Unterstimme sangen.

Amerika hatte es leicht mit mir: Die Abendländer trieben mich dem Land in die Arme – durchwegs kunstferne und geistlose Leute, die ihre nicht vorhandene Kultur in die Welt tragen wollen, weil sie, zu dumm, die Regeln der einzelnen Sportarten zu begreifen, ihren Kulturbedarf nicht mit TV-Sportübertragungen aus aller Welt decken können.

Der farbige Jugendliche in Amerika ist arbeitslos, hungrig, verzweifelt und, mit der Pistole in der Hand, eine Gefahr; der Abendländer ist kulturhungrig und eine Heimsuchung. Wenn man in einer Seitengasse einer amerikanischen Stadt ein Fischrestaurant gefunden, dort gut gegessen und getrunken, nicht viel bezahlt hat und danach wieder auf der Hauptstraße dahinspaziert, trifft man garantiert den Abendländer, der eben aus einer Pizzeria kommt, wo er, aus Mißtrauen gegen den herben kalifornischen Wein, gesüßten ausländischen getrunken hat, um den Teig aus den Zähnen zu spülen, und der nun vor sich hin schimpft, daß es hier keine Eß- und Trinkkultur gibt.

Fragt man nach, stellt sich heraus. daß der Abendländer in Amerika jene Kultur vermißt, die er daheim weder hat noch sucht. Seine Hoffnung: diese Allüre könnte ihm den Ruf eines überlegenen Kulturmenschen eintragen. Da ihn die Amerikaner aber nur als blöd und präpotent empfinden, stempelt er sie zu Barbaren.

Keine Schönheit. – Nach der Landung: Das Flughafengebäude, in Wien ein Repräsentationsbau, hat hier den Charme eines Schlachthofs. Eine endlose Rampe, breit genug für eine Kuh, eingesäumt von fensterlosen Ziegelmauern, führt zur Einwanderungsbehörde; nebenan holt man sich das Gepäck. Für beide Räume dürfte vor Baubeginn der Grenzwert ermittelt worden sein. Wie nieder kann ein riesiger Raum sein, ohne daß die Leute, weil sie fürchten, die Decke falle ihnen auf den Kopf, in Panik geraten.

Der Flughafen als Fabrik: ein ehrliches Entree; denn das ganze Land ist eine Fabrik. Das befremdet mich anfangs, doch bald weiß ich die Offenheit zu schätzen, mit der jedes Gebäude, ob Wohnhaus oder Werkstatt, Spital oder Theater mir mitteilt, es sei nur zum Zwecke des Profits vorhanden. Da die bürgerliche Gesellschaft in Amerika, im Unterschied zu Europa, sich immer stolz zu diesem Hauptprinzip bekannte, wird Amerika unter Bedingungen des Kapitalismus im Guten wie im Schlechten immer das fortgeschrittenere Land sein.

Unverdrossen beharrt Europa darauf, sich kulturell zu definieren. Wenn man diesen Schwindel begeht, muß man ihn auch finanzieren und die Kulturkosten für den schönen Schein, der ausnahmslos jeder Sache oktroyiert wird, sind beträchtlich.

Arbeitsteiligkeit herrscht zwar hier wie dort, doch nur in Amerika bekennt man sich dazu, man ist deshalb am schönen Schein nur insoweit interessiert, als er der Kulturindustrie Gewinn bringt.

Das Wissen des Amerikaners, daß alles übers Geld läuft, vor allem auch die Politik, verhilft ihm zu einer nüchternen Sicht der Dinge. Die Kultur, welche das Kapital in Auftrag gibt, halt er nicht mehr für eine geistige Äußerung, und was der Europäer noch für Kunst und Theorie hält, zählt er längst zum Klamauk.

Kein Anstand. – Die amerikanische Oberschicht hat sich unsichtbar und unauffindbar gemacht; nie hat eine herrschende Clique so isoliert von der übrigen Gesellschaft gelebt. Der große Rest, der in der riesigen Fabrik namens Amerika öffentlich existiert, geht freundlich und kollegial miteinander um, wie das am Arbeitsplatz üblich ist. Wer freilich den Job verliert, kommt ins Getto und wird ebenso unsichtbar wie derjenige, der für seine Entlassung gesorgt hat.

Daß man sich in Amerika ungeniert gibt, ist wie jede andere menschliche Eigenschaft Produkt vorangegangener und Gegenstand zukünftiger Rationalisierung. Auf einer Flughafentoilette stoße ich auf einen Mann, der in Socken und Unterhosen vor dem Waschbecken steht; seine Kleider schichtet er ordentlich in eine Reisetasche; entnimmt ihr dann andere Kleider – und bald steht ein adretter Flugkapitän vor dem Spiegel.

Kein Verständnis. – Was hinausfällt aus der innerbetrieblich-inneramerikanischen Rationalität, kann der Amerikaner allerdings schwer in einen logischen Zusammenhang mit sich bringen – das Ausland zum Beispiel. Daraus, daß er eine Weltsprache spricht, zieht er den falschen Schluß, von aller Welt verstanden zu werden. Daß das nicht stimmt, läßt er sich von niemandem einreden, auch nicht von dem verzweifelten Ausländer, der ihn auf den Knien anfleht, doch eine Spur langsamer und deutlicher zu sprechen.

Aus dem Glauben von aller Welt verstanden zu werden, resultiert der amerikanische Aberglaube, sich der Welt nicht verständlich machen zu müssen, und daraus: letztendlich die Angst vor der Welt, der Haß auf Fremde.

Keine Proportion. – Dazu gesellt sich die Angst zu verhungern. Der während der letzten Krise ärmer gewordene Mittelstand, der vordem in dem Wahn gelebt hat, sich die Welt kaufen zu können, leistet sich nun aus Zukunftsangst nicht einmal halbwegs gesunde Nahrung. Es wird das billigste Zeug gegessen, das aber in solchen Mengen, daß auf einen Amerikaner bereits zwei Burger- und zwei Pizzaläden kommen, um den Bedarf decken zu können. Der Teig treibt die Fettsüchtigen derart auseinander, daß sie von Kopf bis Fuß gleichmäßig dick sind; sie wirken furchteinflößend – und nicht komisch wie die dicken Europäer mit den großen Wampen und den dünnen Beinen.

Die Fettschicht hat eine wichtige volkswirtschaftliche Funktion: Sie dient als Wärmeschutz. Dem Amerikaner wurde das zugige Holzhäuschen so lange als Erfüllung des Lebenstraums eingeredet, daß man es ihm nun, angesichts knapp werdender Energie, nicht so leicht ausreden kann. Deshalb empfiehlt man ihm statt der teuren Wärmeisolierung des Hauses die billigere Wärmeisolierung des Körpers.

Keine Illusionen. – Während sich in Europa futuristische Exzesse in Gestalt blank herausgeputzter mittelalterlicher Marktflecken mehren, breitet sich über Amerika eine Aura des Veralteten, des Aus-der-Mode-Gekommenen, des Schäbigen. Deshalb pilgern Europäer, die das gute Alte suchen, neuerdings nach Amerika, entdecken New York, wo ein Wolkenkratzer sich in der Glasfassade des andern, dieser sich in der des nächsten spiegelt, als letzte intakte Barockstadt und halten, weil sie die Realität nicht ertragen, Manhattan für eine Bühne, wo an einer illusionslosen Kultur experimentiert wird. Broadway, gespielt wird nicht nur im Theater sondern auch im alten Textilviertel; das Stück zeigt, wie man in New York mit vietnamesischen Flüchtlingen und uralten Nähmaschinen Löhne und Preise von Hongkong unterbieten kann.

Carnegie Hall; die Musiker des Leipziger Gewandhausorchesters sind bereits in der Garderobe, doch eine Straße weiter wird das Konzert fortgesetzt: Leise Barockmusik kommt aus den Lautsprechern eines großen vornehmen Antiquitätengeschäfts. In jeder Schaufensternische liegt ein Obdachloser. Als die Konzertbesucher sich nähern, setzen sich die Obdachlosen auf und strecken bettelnd die Hände hin. Zum erstenmal sehe ich in New York, daß Bettlern etwas gegeben wird. Als kein Konzertbesucher mehr in Sicht ist, packen die Obdachlosen ihre Fetzen zusammen und ziehen weiter. In die Nähe eines Theaters? In die Nähe der Oper?

Nachdem die abendländische Kultur im Faschismus ihren Höhepunkt erreicht hatte, emigrierten nicht nur zahlreiche Künstler auch das Gesamtkunstwerk wanderte nach Amerika aus. In Europa mußte es der Verschleierung des Sozialen dienen, in Amerika darf es in seiner wahren Gestalt auftreten: als Elend.

Alle Fotos aus Weihsmann, Schmidt-Brümmer Monster am Highway, Fricke Verlag 1983

Konkret 09/87, S. 60

Günter Amendt

Sexuelle Artung auf kulturellem Niveau

Vielleicht sollte man sich einfach damit zufrieden geben, daß nun auch in der DDR ein populärwissenschaftliches Buch erschienen ist, dessen Autor nichts anderes will als »Homosexuellen den Rücken stärken«.

Ich hatte die Druckfahnen dieses Buches auf dem Schreibtisch, verbunden mit der Anfrage eines bundesdeutschen Verlages, ob eine Lizenznahme zu empfehlen sei. Davon habe ich abgeraten, weil ich bereits den ebenso schlichten wie bombastischen Buchtitel »Homosexualität« für einen Etikettenschwindel halte. Reiner Werner, Ordentlicher Professor für forensische Psychologie an der Humboldtuniversität, hätte sein Werk »Zur Psychopathologie homosexueller Paarbeziehungen« oder populär »Der Blick des Voyeurs durchs Schlüsselloch ins Schlafzimmer homosexueller Paare« oder noch einfacher »Woran erkennt man einen Homosexuellen?« nennen sollen.

Ich wiederum gebe meiner Besprechung den Untertitel: »Der Blick des Rezensenten ins Inhaltsverzeichnis« oder »Woran erkennt man einen forensischen Psychologen?« Während ich die finale Antwort auf die Frage nach den Erkennungsmerkmalen eines Homosexuellen bereits 1970 in der »Sexfront« gegeben habe – »an der Schuhgröße« – lautet die Antwort auf die Frage nach den Erkennungsmerkmalen eines forensischen Psychologen: »Am Schubladendenken«.

Es lohnt sich nicht, in Werners Schubladen herumzuwühlen, bereits der Stichwortkatalog gibt Auskunft. In seiner Ablage erfaßt Werner »problematisches Partnerverhalten« von Homosexuellen wie folgt: Partnerschaft mit einseitig-altruistischen Zügen. Schublade auf. Ein Fallbeispiel. Schublade zu. Next one. Partnerschaft mit infantil-hypochondrischen Zügen. Schublade auf. Ein Fallbeispiel. Schublade zu. Next one. Partnerschaft mit demonstrativ-hysteroiden Zügen. Schublade auf. Ein Fallbeispiel. Schublade zu. Next one. Partnerschaft mit ängstlich-defensiven Zügen. Schublade auf. Ein Fallbeispiel. Schublade zu. Next one. Partnerschaft mit tuntig-asketischen Zügen. Schublade auf. Schublade zu.

Und wie's so geht: Ich selbst finde mich in allen Schubladen wieder. Doch das ging mir schon vor zwanzig Jahren so, als im Walter-Kolb-Studentenheim Wilhelm Reichs »Charakteranalyse« herumgereicht wurde, und ich mich einfach nicht entscheiden konnte, ob ich nun ein »hysterischer Charakter«, ein »Zwangscharakter« oder ein »phallisch-narzißtischer Charakter« bin. Auf jeden Fall war ich ein Phallbeispiel.

Nun leben nicht alle Homosexuellen in festen Partnerbeziehungen. Auch daran hat Reiner Werner gedacht, auch dieser Typus ist karteimäßig erfaßt. Woran also erkennt man Homosexuelle, die in einer »Umsteiger-Partnerschaft« leben? Werner: »Sie statten ihren Haushalt auch mit moderner Unterhaltungselektronik aus, was entsprechende Wirkungen auf junge Leute nie verfehlt.« Spätestens hier fühle ich mich zur Fahndung ausgeschrieben.

Mensch, Werner, es geht um lebendige Menschen, um fast eine Million alleine in der DDR. Diese Menschen haben eine Biographie und sind keine Fallgeschichte. Sind sie aber ein Fall, dann wurden sie erst von forensischen Psychologen und klinischen Psychiatern dazu gemacht. Mir ist völlig egal, welche formale Kompetenz einer mitbringt, der sich an ein derart großes Thema wagt. Ich werfe Werner also seinen wissenschaftlichen Hintergrund nicht vor, frage mich allerdings, warum man nicht Sexualwissenschaftler damit beauftragt hat, das angeblich erste Buch zum Thema in der DDR herauszugeben. Nicht weil sie Sexualwissenschaftler, sondern weil sie weiter sind als Werner, dessen Werk zurückbleibt hinter allem, was im Protokoll der Leipziger Tagung unter dem bescheidenen Titel »Psychosoziale Aspekte der Homosexualität« als tatsächlich erste Veröffentlichung zum Thema im Frühjahr 1986 herausgegeben wurde (KONKRET 9/86).

Ein Buch über Homosexualität wäre wohl auch dann noch lesenswert, wenn seine »theoretischen Vorbemerkungen« eher dürftig sind, es wird jedoch unlesbar, wenn der Autor es schafft, Sigmund Freud, Erich Fromm, Alfred Kinsey und einen gewissen Erwin Haeberle in einem Atemzug zu nennen. Dieser Haeberle hat im übrigen nicht, wie Werner annimmt, die »vier Hauptphasen sexueller Reaktionen« am eindrucksvollsten beschrieben, sondern er hat sie eindrucksvoll und komprimiert von Masters und Johnson abgeschrieben. Man wird mir vorhalten, ich ignoriere Werners gute Absichten. Das liegt mir fern. Doch ich bin verstimmt. Sicher, es ist richtig und wichtig, die Diskriminierung von Homosexuellen bei der Wohnungssuche anzuprangern und das Ende der Diskriminierung zu fordern, es ist auch wichtig und richtig, die Homosexualitäts-Gesetzgebung der DDR zu thematisieren und eine Gleichstellung von Hetero- und Homosexuellen zu fordern. Dafür sollte man niemanden loben müssen. Werner setzt sich sogar für die »Schaffung von Kommunikationsmöglichkeiten« ein, wo Homosexuelle »in kulturvoller Weise Partner suchen« können, doch setzt er gleich auch die Grenzen dieser Möglichkeiten und zwar sprachlich so entlarvend, daß seine guten Absichten höchst fragwürdig erscheinen: »Man sollte jedoch sehr darauf achten, daß deren Kulturniveau erhalten und womöglich ständig erhöht wird, um keine primitiven 'Schwulen-Treffs' aus ihnen werden zu lassen.« Wer ist 'man'? Wie bemißt wer das 'Kulturniveau'? Was ist 'primitiv'? Homosexuelle kommen als handelnde Subjekte in Werners Werk nicht vor, sie bleiben stets Objekt seiner Betrachtungen, Objekte seiner gutwilligen Kommentare. Reiner Werner, ein Wissenschaftler als Patron. Deshalb polemisiert er auch gegen Tendenzen in der bundesdeutschen Homosexualitäts-Diskussion, die jedes Beforschen von Homosexuellen ablehnen und einfach nur »die Akzeptanz ihrer Lebensart« fordern. Werner meint, es müsse schon »bei

der Herausforderung der Wissenschaften bleiben, das Phänomen der Homosexualität bezüglich ihm inneliegender Gesetze immer gründlicher zu erforschen.«

Werner will das Gute. Er sagt, es sei nicht nur »Gebot des sozialistischen Humanismus, sondern eines der Erfordernisse der sozialistischen Revolution auf sozial-kulturellem Gebiet, daß unser Staat und seine Bürger unsere Gesellschaft so differenziert akzeptieren, wie sie das Leben hervorbrachte.« Eben.

Muß man ausdrücklich darauf hinweisen, daß die Sowjetregierung in den ersten Jahren nach der Oktober-Revolution und die KPD in der Weimarer Republik bei dieser Selbstverständlichkeit bereits waren – ohne Kinsey und Kon, Masters und Johnson, Giese und Schmidt, Reiche und Dannecker? Reiner Werners merkwürdige Terminologie – *sexuerotisch, matualerotisch, sexuelle Stauwerte und Lesbizität* – der penetrante Gebrauch einer DDR-Formelsprache – *kulturvolle Kommunikation und gepflegter Umgang, kulturvolles Essen, kulturvolles Miteinander, kulturvolle Weise, Kulturniveau* – wie auch das gedankenlose Herumschwadronieren über *sexuelle Artung in Familie, Sippe und sozialer Landschaft,* könnte man als Stilblüten übergehen, wenn sich Werner zur Absicherung, wie ich annehme, nicht ausgerechnet den fürchterlichen Endokrinologen Günter Dörner, dessen Denken tief in der Eugenik verwurzelt ist, zur Mitarbeit eingeladen hätte. Von Dörner ist das Nachwort. Ohne Ratten keine Homosexualität, keine Homosexualität ohne Ratten. Damit gerät das Buch endgültig in eine zweifelhafte Ecke. Doch hat Reiner Werner den Hormonforscher wirklich zur Mitarbeit eingeladen? Man kann nur vermuten, einige Andeutungen, umständliche Rechtfertigungen und fast peinliche Belobigungen Dörners lassen den Schluß zu, daß Druck auf Werner ausgeübt wurde, Dörners Beitrag zu übernehmen. Vergeblich hatte sich Werner auch gegen den »Stoffkomplex« Aids gewehrt, auf den ihn Gutachter hinwiesen. Werner gab nach – mußte wohl nachgeben: »Wir entsprechen den Vorschlägen, ihn (den Stoffkomplex) zu diskutieren, stellen unsere Erörterungen aber an den Beginn des Buches, weil wir es für unstatthaft halten, das Aids-Problem zwingend in die unmittelbare Nachbarschaft der Homosexualität zu bringen.«

Mit Dörners Nachwort hat Werner den Stoffkomplex Aids nicht nur zu Beginn, sondern auch am Ende der Erörterungen, denn Dörner schließt sein Nachwort, in einer dem Laien kaum verständlichen Sprache, mit einer wissenschaftlich unhaltbaren Bemerkung zum Immunsystem von Homosexuellen ab. So kann sich Werner das Ende seines Buches nicht vorgestellt haben.

Insgesamt ist das ganze Unternehmen gründlich mißlungen, ein Ärgernis, das den Blick auf die Homosexualität nicht öffnet, sondern verstellt.

Rainer Werner, Homosexualität VEB Volk und Gesundheit, Berlin 1987

Konkret 09/87, S. 62

Günter Amendt

Es klärt auf

Die DDR schafft Homosexualitätsgesetze ab

Das war ein Schock für viele Sexualwissenschaftler in der DDR, als Anfang dieses Jahres ein Bürger zu 10 Monaten Haft wegen Verführung eines Minderjährigen verurteilt wurde – mit einer »primitiven, idiotischen Urteilsbegründung«, wie mir ein Kollege schrieb.

Das Urteil wurde unterdessen aufgehoben, aber es wirkt nach, denn urplötzlich wurde deutlich, daß der einschlägige Homosexualitätsparagraph nur so lange ruht, wie die Staatsanwälte ihn ruhen lassen. Bis dahin bagatellisierte mancher Sexualwissenschaftler in der DDR – wie hier auch – die formaljuristische Seite der Homosexualitätsfrage. So kommt es, daß in vielen Veröffentlichungen behauptet wird, der Paragraph sei im Rahmen der Strafrechtsreform von 1968 abgeschafft worden. Der Paragraph 175 galt als Naziparagraph, die Notwendigkeit ihn zu streichen, wurde mit den humanistischen und antifaschistischen Grundsätzen der DDR-Gesellschaft begründet.

Tatsächlich wurde der Paragraph jedoch nicht abgeschafft – ebensowenig wie ein Jahr später in der BRD – sondern nur eingedampft. Was als Restparagraph blieb, enthielt einen besonderen Jugendschutz, den man wissenschaftlich verbrämt mit der »Verführungstheorie« rationalisierte. Um den Gleichheitsgrundsatz auch in der Sexualgesetzgebung durchzusetzen, leisteten sich die DDR-Reformer zudem eine besondere Pointe. Sie verschärften, wenn auch nur formal, den neuen Paragraphen 151, so daß von nun an auch Frauen, die es mit Mädchen unter 18 Jahren trieben, von Strafe bedroht waren, während das allgemeine Jugendschutzalter auf 16 Jahre festgelegt wurde.

Das Ganze war eine halbherzige Reform von oben, war ein Verwaltungsakt, war auch gedacht als Korrektur eines historischen Unrechts, hatte aber mit der Emanzipation der Betroffenen nichts im Sinn. Thema erledigt. Eine Homosexualitätsdiskussion fand öffentlich in der DDR nicht statt.

Wer als DDR-Reisender auf Delegation oder privat das Thema trotzdem anschnitt, stieß oft auf totales Unverständnis und nicht selten auf aggressive Abwehr. Doch nicht immer und nicht überall. Die Erinnerung an die Sexualgesetzgebung der jungen Sowjet-Republik und die Haltung der KPD in der Homosexualitätsfrage, die Erinnerung also an die emanzipatorischen Traditionen der Arbeiterbewegung war nicht verblaßt; sie aufzufrischen, erwies sich jedoch als mühsamer, widersprüchlicher und umständlicher Prozeß. Erinnerungsarbeit war gefordert. Die Sexualwissenschaftler stellten sich der Herausforderung, zögernd anfangs, mußten viele sich doch selbst erst durch den Wust ihrer Ängste und Vorurteile kämpfen, energisch und entschlossen später dann. »Man sollte sich nicht mit Homosexuellen befreunden oder ihre Gesellschaft aufsuchen, aber man sollte sie auch nicht verunglimpfen«, hieß es noch Anfang der 70er Jahre in einem Buch über »Geschlechtserziehung in der sozialistischen Oberschule«. Heute nennen die Herausgeber des Leipziger Tagungsprotokolls über »Psychosoziale Aspekte der Homosexualität« als Ziel der sexualwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Homosexualität »die Tolerierung und Akzeptierung« der Homosexuellen und deren »Integration in die sozialistische Gesellschaft«. Auf dieser Tagung »bezogen Mitarbeiter des Wissenschaftsbereichs Philosophie, Sektion Marxismus-Leninismus, Positionen, wie sie bisher in sozialistischen Staaten noch nicht formuliert wurden.« (KONKRET 9/86)

Der Weg dahin war nicht nur deswegen so mühsam, widersprüchlich und umständlich, weil sich immer wieder subjektive Vorurteile als Hindernisse auftürmten, auch politische und geistesgeschichtliche Traditionen zeigten ein erstaunliches Beharrungsvermögen. Proletarischer Puritanismus und preußisch-deutsche Kleinbürgerei, protestantischer Ethik und katholische Doppelmoral, stalinistischer Biologismus und umfangreiche Restposten bürgerlicher Wissenschaft waren abzuarbeiten auf dem Weg zu einer eigenständig marxistischen Position in der Homosexualitätsfrage. Und noch immer ist dieser Berg überholter Moralvorstellungen und pseudomaterialistischer Theorien nicht völlig abgetragen. Anders ist der rätselhafte Einfluß des Hormonforschers Günter Dörner auf die Homosexualitätsdiskussion in der DDR, wie auch dessen wissenschaftlich unhaltbares und bereits im Ansatz inhumanes Nachwort in der neuesten DDR-Veröffentlichung zum Thema, nicht zu erklären. Dörner hat ein beachtliches Geschick entwickelt, katholische Sexualmoral, Eugenikdenken und Sozialbiologismus zu einer 'materialistischen Theorie der Homosexualität aufzublasen. Bis heute hat er seine Analogieschlüsse vom Rattenversuch aufs Menschenleben nicht aufgegeben und auch nicht die Absicht, Homosexualität »wegzuspritzen«, wie ihm bundesdeutsche Sexualwissenschaftler, unter großer Zustimmung der meisten ihrer DDR-Kollegen, in einer Stellungnahme vorwarfen. Dörner wird, davon bin ich überzeugt nach vielen Gesprächen nicht nur mit sexualwissenschaftlichen Kollegen, in der DDR keine Gelegenheit erhalten, seine obskuren Theorien in eine Behandlungspraxis umzusetzen, die ihm erlaubte, Hormonspritzen zu verordnen, um die Entstehung der Homosexualität im fötalen Stadium der Menschwerdung zu verhindern. Interessiert an Dörners Ansatz und dem Ergebnis seiner Forschung sind aber Wissenschaftler in den USA, die in der Verhinderung von Homosexualität ein Mittel der Aids-Vorbeugung sehen.

Die Leipziger Tagung entließ die Homosexualitätsfrage in der DDR endgültig aus der Obhut der Medizin und befreite sie aus der Vormundschaft von Ärzten, die das Herumdoktern an der Homosexualität partout nicht lassen wollen, Dörners anhaltende Einmischung in die Diskussion behindert jedoch nächsten und entscheidenden Schritt zur »Integration in die sozialistische Gesellschaft«. Jetzt nämlich geht es 'nur' noch darum, die Art des gesellschaftlichen Umgangs mit der Homosexualität zu klären. Da liegt ein Konfliktfeld, das die sozialistische Gesellschaft zunehmend beschäftigen wird, nicht nur in der DDR und nicht nur in der Homosexuellenfrage. Es geht um die sozialistische Öffentlichkeit, es geht um das Abwägen und Austarieren des Gesamtinteresses mit Gruppen- und Einzelinteressen und darum, wie die dabei notwendigerweise auftretenden Widersprüche öffentlich dargestellt und ausgetragen werden dürfen, sollen, müssen.

Integration kann nicht einfach heißen: Aufgehen und verschwinden im gesellschaftlichen Ganzen. »Integration in die sozialistische Gesellschaft« setzt die Emanzipation jedes einzelnen Homosexuellen voraus, denn »die Gesellschaft kann sich selbstredend nicht befreien, ohne das jeder einzelne befreit wird.« Das sagte Friedrich Engels im »Anti-Dühring«. Welche Rolle also werden Homosexuelle in diesem Emanzipationsprozeß spielen, wie bemißt sich ihr Spielraum und wer bemißt ihn?

Dieser Konflikt wird längst ausgetragen in der DDR. Dabei scheint es, als habe sich die Evangelische Kirche bedingungslos der Interessen von Homosexuellen angenommen. Richtig ist, daß evangelische Gemeinden Homosexuellen Versammlungsräume zur Verfügung stellten auch und gerade dann, wenn staatliche Institutionen diese Räume verweigerten. Richtig ist aber auch, daß die evangelische Kirche der DDR in dieser Frage zerstritten ist bei einer zunehmenden »Polarisierung der Standpunkte«, wie Günter Grau, Mitarbeiter einer Berliner Sexualberatungsstelle, in der Monatsschrift für Mitarbeiter der Kirche schreibt. Auch in der DDR agieren evangelikale Extremisten, die Homosexuelle in die Nähe von Terroristen und Triebverbrechern rücken.

Ein politisches Signal würde den Verlauf der Diskussion in der DDR entscheidend beeinflussen. Seit Leipzig ist dieses Signal überfällig, die dort aufgenommene und »so konsequent und schonungslos selbstkritisch geführte Diskussion kann nur in einer Revision des DDR Sexualstrafrechtes enden.« (KONKRET 9/86) Genau das wird geschehen, wie mir Eberhard Aurich, 1. Sekretär des Zentralrats der FDJ, in einem Brief mitteilt. Die Reform des Sexualstrafrechts sei von der damals herrschenden Auffassung ausgegangen, »die Herausbildung sexualethischer Normen und Wertvorstellungen junger Menschen« sei gefährdet, wenn es zu sexuellen Beziehungen zwischen Erwachsenen und Jugendlichen gleichen Geschlechts komme. »Diese Positionen«, schreibt Aurich, »werden auch bei uns aufgrund letzter Forschungsergebnisse auf dem Gebiet der Sexualwissenschaft und neuer Erkenntnisse über die Ursachen der Homosexualität für überprüfungsbedürftig gehalten.« Deshalb werde die DDR »in absehbarer Zeit die entsprechenden gesetzgeberischen Konsequenzen ziehen.«

Das heißt: Die DDR schafft die Homosexualitätsgesetzgebung ab. Endgültig.

Wer hätte das gedacht? Ich.

Es klärt auf.

Konkret 09/87, S. 64

Franz Lerchenmüller

Lernprozeß im Leckerland

Die Frage ist: Wurmstichige Möhren und welke Kartoffeln oder ein Beistelltischchen für die Tortellini? Die Antwort fällt wie ein Soufflé zusammen.

Befangen sind alle sowieso.

Ausgebucht die guten Restaurants, Einladungen gehen hin und her, Rezepte werden als Beweis tiefer Freundschaft überlassen, und da ist keiner mehr, der für hausgemachte Spaghetti in Gorgonzolasahne nicht die Fünfminutenterrine stehen läßt. Selbst wer, leider, preislich nicht mithalten kann, würde gern.

Schöne linke Eßwelt. Wenn da nicht wären: die Birnen aus Chile, selbstverständlich empört zurückgewiesen; die kalifornischen Trauben – oder kommen sie doch vom Cape – und was macht dann den Unterschied aus? Wenn sich wenigstens die Abholzung der Regenwälder für Viehweiden allein McDonalds und seiner gefräßigen Kundschaft in die Schuhe schieben ließe und so wenigstens einmal die politische Kritik mit dem Naserümpfen des Feinschmeckers konform gehen könnte – aber nein: kommen doch aus Brasilien auch jene preiswerten tiefgefrosteten Rinderfilets, die in Cognacrahm und grünem Pfeffer...

Darf einer das: Schreiben über Essen, während Mozambique hungert? Gehört mein Bauch mir? Moral ist? Oder ist der verantwortungsbewußt hochgehaltene Zeigefinger einfach nur lächerlich unter Verhältnissen, in denen der politisch motivierte Verzicht aufs Steak den Managern des internationalen Agrobuisiness nicht einmal ein Stirnrunzeln abnötigt? Folgenloses Lamentieren? Absolution also, oder Fastenzeit? Zwickmühlen bleiben offen, nach welcher Seite man auch zieht.

Erinnert sich noch wer?

Als mit dem Blei im Salat und dem Quecksilber im Fisch ein neuer deutscher Lebenssinn, Abt. Jugend, entdeckt wurde: die ausdauernde Beschäftigung mit der eigenen Nahrung; Reden, Denken, Schreiben über, Verkauf von Lebensmitteln. Als das Ehrenlabel des »Alternativen« noch verdient werden mußte durch ein Bekenntnis zu Kräutertees und kleinen grünen Läden, durch eine wilde und durch keinerlei bessere Erfahrung korrigierbare Entschlossenheit, in wurmstichigen Möhren und welken Kartoffeln den unverfälschten Wohlgeschmack von Mutter Natur wiederaufzuspüren. Damals. Während die Alten ihre ersten Freßmessen bei Bocuse und Haeberlin zelebrierten, besprach der Nachwuchs Kohlköpfe. Ehrfurchtsschauer beiderorts.

Vorbei: Nicht einmal Tschernobyl brachte einen zweiten ideologischen Frühling. Heute halten es allenfalls die Dänen noch für gesund, ihr Gebiß durch den Verzehr eisenharten Vollkornbrots in Trümmer zu legen.

Geblieben sind ein paar Vegetarier, einige nüchterne Verbrauchergemeinschaften und ein gutes Geschäft, in dem die einstigen Gründerväter und Urmütter allerdings nicht mehr viel zu sagen und zu kassieren haben.

Müslis und Gemüslis liegen heute in sauberen Körbchen in adretten, ganz in hellem Holz gehaltenen Lädchen aus, unter Plakaten für Orgelkonzerte und Eurythmiekurse, werden von freundlichen, sich nie ereifernden Mädchen verpackt und abgewogen. Und fürs Massenvolk bleiben durchgestylte Ecken in den Kaufhäusern, »Bionatur« in einheitlichem Design, praktische Portionspackungen von Soja, Sonnenblumenkernen und Trockenobst, friedlich vereint mit den rehabilitierten Frischeinudeln und den chemischen Klassikern aller Lagen.

Vorbei auch die Zeiten, als jeder das »Kochbuch der Armen« im Regal zu stehen hatte und durch das Hinunterwürgen von Hirsesuppe seinen Ekel an den Zuständen dieser Welt dokumentierte und dieses Vergehen an sich selbst verstanden wissen wollte als Demonstration seines guten Willens, alles ganz anders zu wollen.

Vorbei der Trip in die nostalgische Askese; zurück von der kulinarischen Geisterfahrt mit »Tante Linas Kriegskochbuch« in »Tante Linas Nachkriegsküche«, deren Kartoffelschalensuppe zur Wende noch einmal mit einem kräftigen Schuß Trümmerfrauenmentalität der »schwierigen Jahre« aufgebrüht wurde: »Ach, schön war's doch!«.

Passiert. Passé. Die Ladenhüter sind längst in die hintersten Ecken der Provinz verramscht. Die Szene ist neu-gierig, gefräßig, trendhungrig, verdauungsgeil.

1976 geißelte Karl Pawek in KONKRET die linksbürgerliche Intelligenz samt ihres Selbstmitleids, die abends nach getaner Müh in der revolutionär-romantischen Atmosphäre griechischer, italienischer oder portugiesischer Restaurants an »unsinnig proportionierten« Tischen ihrer Lieblingsersatzbefriedigung Essen nachgehe. Dem Manne wurde geholfen, zwar nicht in Sachen Sozialismus, aber doch hinsichtlich Stil und Örtlichkeiten: Heute diskutiert beim Italiener – natürlich einem Geheimtip – keiner mehr die Kapriolen der KPI, sondern alle die Klasse des Carpaccio; und wenn schon einmal gestritten wird, dann nicht über Reso- und Revolutionen, sondern allenfalls über die Rechnung. Griechen und Portugieser hat man

inclusive Papandreou und Eanes sowieso längst den Berufsschülern und Provinzpärchen überlassen. Denn heute wird gespeist. Göttlich und deutsch, exquisit und europäisch.

Simple Kneipen verwandelten sich über Nacht in »Bistros«, »Gourmet-Treffs« oder wenigstens »Kneipenrestaurants«. Ihre einstigen kulinarischen Highlights – staubdürre Croques, die trotzdem wie naßgewordene Zementsäcke im Magen lagen – mußten einer Vielzahl von Scampinäpfchen, Lauchtörtchen, Blätterteigtäschchen und Käsehäppchen weichen. Premiumbiere dominieren, man lutscht an Cocktails, an der Wand hängt die Tafel mit den Tagesgerichten. Tatsächlich war es höchste Zeit für diesen Zweig der Kulturrevolution geworden. Denn wie hätte das Standardrepertoire der fünf Pizzen, die jeder Tonio schon im Schlaf abmischen konnte, der neuen Funktion gerecht werden können, die dem Vorgang der Nahrungsaufnahme zunehmend auch in Kreisen der Linken zukommen sollte: Gesprächsinhalt zu sein; Bildungsgut; Element des personal styling. Ein Angebot, das nur für ein »Schmeckt Nr. 4?« und ein wahrheitsgemäßes »Wie immer!« gut ist, reicht eben nicht für die Demonstration wahrer Kennerschaft und eine abendfüllende Konversation.

Nicht Gerichte, sondern phantasievolle Schöpfungen, lustvolle Kompositionen und intelligente Kreationen sind gefordert, neue Geschmackswelten müssen sich wenigstens auftun, sitzen an den Tischen doch jetzt erlebnishungrige Naturen, die nach ihrer Achtstundenabsence Abenteuer, Sensationen und Herausforderungen auf den Tellern erwarten; Philosophen, die gedankenverloren der Zartheit der Lammnüßchen nachsinnen wollen; analytische Hirne, die klammheimlich ihr Interesse an gesellschaftlichen Vorgängen substituiert haben durch die Neugier auf den nächsten Gang. Wehe nun den schwarzen Schafen unter den Wirten: müssen sie doch nun mit erfahrenen Kämpfern rechnen, die gegen so manches Berufsverbot vehement und erfolglos gefightet haben und nun genauso aufrecht und entschlossen wider den Einsatz von Billigmayonnaise streiten werden.

Wo der Appetit so gewaltig, der Lebenshunger so klein geworden ist, müht man sich natürlich, auch die Formen, in denen das Geschäft abgewickelt wird, zu kopieren: ohne die Kreditkarten und den verhätschelten Gaumen der eingefuchsten Feinschmecker zu besitzen, versucht die Scene sich, die berühmte Spur lockerer natürlich, in deren Schlemmergehabe: dem Stammgast sein Begrüßungsritual; verschwörerische Beratung mit dem Kellner; kennerisches Zerschmatzen des Weines; dann werden harmlose Tortellini hereingetragen mit einer Miene so schicksalsschwer; daß sie allein ein Beistelltischchen verdient hätte; Herunterputzen schließlich, oder verzückte Aahs und Oohs.

Spiegel und Klippschule solcher Affigkeiten sind die Kolumnen der Restaurantkritiker, die sich inzwischen beinahe jedes Stadtmagazin meint halten zu müssen. Krampfhaft originell, ständig bemüht, einen Ebert oder v. Paczensky an Witz und Sarkasmus zu übertreffen, eifern sie der kulinarischen Fliegenbeinzählerei ihrer Eßpäpste nach, denen doch auch immer wieder nur ein überzeugendes Angusfilet in gediegenem Ambiente von einer ambitionierten Mannschaft angeboten wird, ein Seeteufelmedaillon im Blätterteig gefällt, die ein Apfelsorbet enttäuscht und ein aufmerksamer Service nicht entschädigen kann.

Allein, der gepeinigte Leser wird den Verdacht nicht los, daß es mit der ehernen Unbestechlichkeit der Jungtester möglicherweise doch nicht so weit her ist; daß sie nur allzu oft, ganz erfüllt vom Gefühl der eigenen Wichtigkeit, nach dezentem Hinweis und mit bedeutungsvoll hochgezogener Braue versuchen, beim Padrone einen Extragrappa locker zu machen.

Wie die Großen eben, nur eine Nummer kleiner.

Doch die Scene läßt nicht nur grillen, blanchieren, ziehen, überbacken, auftragen und vorlegen – sie wird auch selbst gern handelnd tätig. Phantasie, Leidenschaft und Energie, einst zum Anstiften gesellschaftlicher Unruhe eingesetzt, werden heute in Röhren und Stielkasserolen verbraten. Kochvergnügen wie noch nie.

Dabei verschmelzen kulinarische Welten, die einmal als unversöhnlich galten, miteinander. Hatten die Profis der feinen Küche schon recht früh erkannt, daß sich Grünkernküchle oder eine passierte Brennesselsuppe ganz passabel zwischen Zanderfilet und Entenbrust einschieben lassen und der Karte einen aparten Farbtupfer verleihen, so dauerte umgekehrt der Lernprozeß der alternativen Dilettanten in Sachen Edelfraß etwas länger. Ihnen blieb zunächst die Erfahrung nicht erspart, daß es sich bei der modischen Maxime »Laßt allen Zutaten ihren Eigengeschmack« nur um eine Hinterhältigkeit rachsüchtiger nouvelle-cuisine-Franzosen handeln konnte, die als Folge der gastronomischen Heimwerkelei den Verlust ihrer Kundschaft befrüchteten.

Denn jeder Versuch, sie beispielsweise auf jene in holländischem Steinwollsubstrat hochgedüngten Erscheinungen in Blaßrosa anzuwenden und etwa einen »Tomatensalat nature« zu kreieren, zog unweigerlich die gesellschaftliche Ächtung als Gastgeber nach sich. Bittere Lehrjahre. Erst erneutes Nachschlagen bei Siebeck ergab, daß es natürlich viel eher und vor allem auf »Qualität, Frische, Natürlichkeit« der verwendeten Rohstoffe ankomme.

Und von nun an wurde jedes Tischgespräch zu einer Dokumentation von Bezugsquellennachweisen: »Wie bist du nur an diesen abgöttischen Rohmilchkäse gekommen, Manfred, und wo gibt es den so nach Mangold schmeckenden Mangold?« Gelobt, wer gar jemanden kannte, der ein Schwein auf dem Land hatte.

Überhaupt sind zu den nächtlichen Tafeleien inzwischen Expertenrunden versammelt: geschmackliche Nuancen, Winkel, Kanten, Details werden entdeckt und erörtert; Rezepte, Kniffe, Michelinsterne für Restaurants ganz in der Nähe, die Glanzlichter von Internorga und Grüner Woche, der Streit um Kupfer oder Gußeisen – das Thema bietet unerschöpflichen Stoff gegen die Sprachlosigkeit langer Abende mit Gästen. Und anders als früher braucht sich keiner mehr mangels Wissen zurückzuhalten: vor dem golden gebratenen Kalbsbries sind alle gleich, sofern sie gewillt sind, den Tanz um selbiges mitzumachen.

Sage niemand, wir hätten die letzten Jahre nicht genutzt. Wir haben die Ernährungsgewohnheiten des Klassenfeindes studiert bis zum Erbrechen und zur Selbstaufgabe. Wir kennen den Hautgout des Rehrückens, und es wird keinem gelingen, uns einen Nudelauflauf für ein Käsesoufflé vorzumachen.

Die Krise kann kommen.

Konkret 09/87, S. 70

Wolfgang Pohrt

Der Kritiker als Defätist

Vor einem halben Jahr starb der Journalist Christian Schultz-Gerstein. Er war ein vom Literaturbetrieb innig gehaßtes Ärgernis. Kaum einer hat auf seinen Tod reagiert. Eine Auswahl seiner Essays und Polemiken, mit denen er für Verstimmung bei den Zeitgeistern und Kulturplagen sorgte, ist jetzt erschienen

Christian Schultz-Gersteins Tod wurde der Öffentlichkeit durch eine Notiz in der »Zeit« vom 27. März 1987 bekannt. Dort las man auch, auf Seite 66 in Spalte vier, das kurze, griffige Resümee eines längeren, faseligen Artikels. Der Autor, ein Evolutionsprodukt der Meinungsbranche, und die lebendige Widerlegung des Dogmas von *survival of the fittest,* hatte unter dem sinnigen Titel »Im Todeskreis der Schuld« sein Bekenntnis zur Weltanschauung eines exemplarischen Spießers abgelegt, dessen Selbstbehauptungswille in seiner Entschlossenheit zur Selbstaufgabe triumphiert, weil er die Identifikation mit dem großen, vermeintlich glanzvollen Kollektiv als Entschädigung braucht für die glanzlose Kümmerlichkeit der Existenz, die er führt: »Denn ich möchte, trotz allem, darauf beharren, daß »wir« unschuldig sind. Es muß, trotz und mit Franz Josef Strauß, endlich ein Ende haben mit dem gekrümmten Gang. Mir leuchtet vieles ein, was dieser Mann, dem ich kaum ein Wort glaube, den Deutschen von seiner bayerischen Kanzel aus predigt: Die deutsche Geschichte ist länger als zwölf Jahre, sie hat Traditionen hervorgebracht, auf die wir stolz sein können, niemandem ist auf die Dauer mit der deutschen Bußfertigkeit gedient und mit dem ewigen schlechten Gewissen.«

Daneben, auf gleicher Höhe, nur eine Spalte weiter, war unter dem Titel »Christian Schultz-Gerstein« ein moritatenhafter Kurznekrolog abgedruckt, welcher der Standpauke gleichsam Nachdruck verlieh, als mitgelieferte Probe aufs Exempel. Wie von der Vorsehung oder dem kollektiven Unbewußten planvoll zusammengefügt, schloß sich der mahnenden Betrachtung über den »Todeskreis der Schuld« die sinntriefende wahre Geschichte aus dem Leben an, die mit dem vorzeitigen Tod des unbelehrbaren Helden eigentlich nur ihr logisches, voraussehbares und verdientes Ende findet: »Kurz nach Kriegsende geboren, ließ ihn dennoch die Vergangenheit nicht los. Den Namen »Gerstein« legt er sich zu, um zu bekunden, daß er darunter litt, Sohn eines NS-Richters zu sein, und gern einen Mann wie den Widerstandskämpfer Kurt Gerstein zum Vater gehabt hätte. Sein Idol wurde Bernward Vesper, der Sohn des Naziautors Will Vesper, der im Leben nicht Fuß fassen wollte oder konnte; und später Jean Améry. Nach dem Studium – Germanistik und Theologie – begann er 1970 für die »Zeit« blendend formulierte, manchmal schroffe Rezensionen zu schreiben, die klarmachten, daß hier einer selbst den klassischsten Klassikern mit eigenen Gedanken gegenübertrat. Kein Freund der »herrschaftlichen Anstandskultur«, fühlte er sich niemals wohl in den Apparaten, die er verachtete und doch mit Leidenschaft bediente: weder als fester Mitarbeiter der »Zeit« noch, ab 1976, als Kulturredakteur des »Spiegel« und schließlich beim »Stern«. Freunden sagte er vor einigen Wochen, er reise jetzt nach Israel. Tatsächlich trat er eine andere Reise an. Als die Polizei seine Hamburger Wohnung letzten Sonnabend aufbrach, war er schon zwei Wochen tot.«

Kein Wunder, durfte der zu Rückschlüssen fähige Leser folgern, wenn einer nicht nur, was verzeihlich wäre, »selbst den klassischsten Klassikern mit eigenen Gedanken« gegenübertritt, sondern wenn er »schwülen Stil durchs Zölibat verhinderter Lustgreise«, »ranziges Altherren-Gerede« und »gedankenlos verwendetes Ärmelschoner-Vokabular« ausgerechnet beim »Mode-Autor« Botho Strauß entdeckt, statt mit konformer Begeisterung in obligatorische Hymnen auf die belletristische Tagesproduktion einzustimmen, deren Lobpreisung nur der kulturpolitische Teil des allgemeinen Credos ist: *Wie es jeden Tag besser und schöner wird,* und: *Wie haben wir es doch wieder so herrlich weit gebracht. So* kommt es eben, durften sich rivalisierende Kollegen trösten, wenn einer blendend formuliert, wenn er mit dem Wort von der »greisen Feierlichkeit eines Kammermusikabends« grell die Stimmung beim Klagenfurter Um-die-Wette-lesen beleuchtet, und wenn er also statt zur kalkulierten Konzilianz zur unberechenbaren Schroffheit neigt – in jener besonders korruptionsanfälligen Klüngel-Branche, in welcher eine Hand die andere wäscht und alle Wichtigtuer vom gemeinsamen Betrug am Publikum leben. Wie anders hätte einer enden sollen, der sich unter dem höhnischen Titel »Danke fürs Dabeisein« über Leute mokierte, die von dem landesüblichen Irrglauben besessen sind, sie müßten die von ihnen bedienten Apparate auch noch achten und lieben. So geht es halt, konnten die Neudeutschen beifällig nicken, wenn jemand Jean Améry bewundert, und wenn er obendrein ungerührt der massiven Drohung trotzt, die im schnulzigen Gewäsch vom »Todeskreis der Schuld« steckt, welches die bekennende Gewissenlosigkeit in den Rang einer unumgänglichen Überlebensstrategie befördert.

Schultz-Gerstein war, wie nun endgültig der Tenor des zitierten Kurznachrufs beweist – der übrigens, von einem längeren Artikel in »Tempo« abgesehen, die einzige Reaktion des sonst so geierhaft nekrophilen Feuilletons auf den Tod eines seiner bekanntesten Schreiber blieb – im bundesrepublikanischen Kulturbetrieb ein innig gehaßtes Ärgernis. Denn weit entfernt davon, nach der Devise *arm, aber ehrlich* der aufrechten Gesinnung fügsam den profanen Erfolg zu opfern; noch weiter entfernt davon, wie die »Zeit« interessehalber unterstellt, von der Vergangenheit des Vaters nicht loszukommen und daher ebenso pflichtschuldig wie erwartungsgemäß nach langer, schwerer Qual an der als Erblast übernommenen moralischen Bürde zu sterben, gehörte Schultz-Gerstein vielmehr zu den in der BRD sehr seltenen, vom Glück begünstigten Personen, deren Arbeit ebenso wie ihr Auftreten, ihre Haltung und ihre Erscheinung zweierlei zu beweisen scheint: daß einerseits

Ruhm, Einfluß und eine glänzende Karriere selbst hier weder ausnahmslos an den Verzicht auf Verstand, Talent und Gewissen gebunden sind, noch stets erlitten, erschwitzt, erdient oder erstrampelt werden müssen, und daß andererseits die Herkunft aus einer deutschen Normalfamilie und der langjährige Aufenthalt in diesem Land allen Milieutheorien zum Trotz nicht das Bewußtsein und die Vorlieben einer Person zwangsläufig determinieren. Er bewies, daß es weder an den Vorvätern noch an den Umständen liegt, wenn heute die alternden Protestbewegungsrebellen von einst ihren Vorvätern immer ähnlicher werden. Schon äußerlich hob er sich von jenen Kollegen ab, die entweder den neuerdings einfühlsam-euphemistisch als »Körperpanzer« bezeichneten Kummerspeck gleichsam als Sichtbeleg für den gezahlten Aufstiegspreis in den Gesichtszügen und um die Leibesmitte tragen, oder deren konfektionierte Vitalität andernfalls das Konservierungsmittel verrät, nämlich den eisernen Durchhaltewillen. Als namenloser Schreiber, der seine Artikel Redakteuren offeriert, die im Regelfall die eigene Bedeutungslosigkeit durch die schlampige oder schikanöse Behandlung fremder Manuskripte kompensieren, profitierte man daher auch von Schultz-Gersteins Souveränität, dem anderen wie sich selber gönnerhafte Leutseligkeit ebenso zu ersparen wie ritualisiertes Imponiergehabe.

Dem fortdauernden Verlangen nach der strafenden und schützenden Führergestalt korrespondiert hier eine traditionelle Aversion gegen Star-Figuren, denn als Entweihung und Verhöhnung ihrer heiligsten Sehnsüchte wird es von den Völkischen empfunden, wenn das Publikum leichtfertig und zu Unterhaltungszwecken an Glamour-Boys oder Glamour-Girls die kostbare Devotion verschwendet, die rechtmäßig dem politischen, militärischen oder geistigen Leithammel gehört. Schon die gängige Einstufung Schultz-Gersteins als *Starschreiber* oder Edelfeder verrät daher Ressentiments nicht nur gegen seine Person, sondern überhaupt gegen Figuren, denen man Bewunderung und Zustimmung kaum verweigern kann, obgleich sie weder Macht besitzen noch Gehorsam verlangen. Zum *Starschreiber,* der freilich, anders als der Name suggeriert, in der BRD stets nur branchen- und schichtenspezifische Popularität genießt, wurde Schultz-Gerstein als Verfasser von Texten, die jeden Rezensenten dazu verleiten, daß er sie wohlmeinend statt unter Journalismus unter Literatur rubriziert. Statt aber nach dem Leineneinband und der Goldprägung zu schielen, womit sie der Gönner beglücken will, faszinieren die Texte gerade durch den Verzicht auf jegliches Kokettieren mit der Ewigkeit. Sie lesen sich wie die literarische Konsequenz aus der unabweisbar gewordenen und desto grimmiger bestrittenen Erkenntnis, daß heute neben dem Journalismus allen Bemühungen zum Trotz, ihn naserümpfend von den vermeintlich unvergänglichen Werken der Dichter und Denker abzugrenzen, längst die einzig noch existierende Literaturgattung darstellt, weil sich das Publikum mit Recht lieber an Zeitungen und Zeitschriften hält, statt den ereignisarmen Mitteilungen einer ökonomisch zurückgebliebenen und politisch reaktionären Gilde unverdiente Aufmerksamkeit zu schenken; daß also, wenn jemand im letzten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts schon von der Schnapsidee nicht loskommen kann, sein Leben schreibenderweise verbringen zu wollen, er auch die Konsequenz ziehen muß, sich auf den Journalismus einzulassen. Im Unterschied zu solchen Kollegen, die ihr Leben lang die verhinderten Dichter sind, weshalb sie insgeheim den eigenen Beruf verachten, daher schlampige, schlechte Artikel schreiben, aber bei jedem Poesiealbumvers feuchte Augen kriegen und sich irgendwann mit einem eigenhändig verbrochenen Roman oder Theaterstück blamieren, hat Schultz-Gerstein nicht den Drang zum Höheren besessen, der in die Niederungen des Kunstgewerbes führt. Er, der Spielschulden zu bezahlen pflegte; der sich nicht als Künstler, sondern als Profi begriff – er konnte Überschriften wie den »Rasenden Mitläufer«, den »Radikalen für alle Fälle«, das »Evangelium der kritischen Opportunisten« titeln, die man im Unterschied zu Gedichten nicht auswendig lernen muß, damit man sie nicht vergißt. Sein Ehrgeiz war es, kompromißlos, ohne Vorbehalt und Rückversicherung für den Tag zu schreiben. Entstanden sind Texte, die man noch 15 Jahre nach ihrer Veröffentlichung mit roten Ohren liest, weil sie nicht altern, sondern weil umgekehrt die zeitliche Distanz erst ihre Qualität erschließt. Schultz-Gersteins großer Coup, die anstößig guten Artikel ausgerechnet dem »Spiegel« zu verkaufen, der die Meinung durch den Abdruck konzessioniert und dafür die besten Preise zahlt; die vielzitierte »Bilderbuchkarriere«, die eben keine Laufbahn war, sondern ein gelungener Streich – dies ließ vorübergehend sogar den hiesigen Journalismus als ein zwar anrüchiges, aber doch reizvolles Spiel erscheinen. Nicht erst sein Tod, sondern schon sein Abschied von der »Spiegel«-Redaktion, schien umgekehrt – ablesbar an der von den verbliebenen Kollegen verbreiteten Langeweile – zu zeigen, daß sich in diesem Gewerbe weder die Mühe noch der Einsatz lohnt.

Stets wird die Niederlage von Personen, die hochkommen und nicht buckeln, blödeln, strampeln, treten oder renommieren müssen, mit einer Mischung aus Genugtuung und Erleichterung registriert, weil nämlich ihr Scheitern als einziger Rechtfertigungsgrund die zahllosen kleinen Schlampereien, Dummheiten, Gemeinheiten und faulen Kompromisse als existenzerhaltende Notwendigkeiten zu legitimieren scheint, die normalerweise der Preis nicht erst fürs Hochkommen, sondern schon fürs bloße Dabeisein sind. Dem Alltag der durch ihre Brechung Verhärteten verleiht die Abfolge kleiner Schandtaten freilich nicht nur Kontinuität, sondern gleichzeitig tritt als Folge bald nicht mehr verspürter Selbstüberwindung eine Versteinerung ein, deren sichtbarer Ausdruck beispielsweise die wächserne Starre in den Gesichtszügen hiesiger TV-Unterhalter von Genscher bis Bangemann ist, welche die Emotionsarmut und die Teilnahmslosigkeit unheilbarer Autisten auf die Mattscheibe bringen, und deren allgemeine Erscheinungsweise Interesselosigkeit ist, eine lähmende Apathie, ein Zustand, in welchem, wie Schultz-Gerstein einmal schrieb, die Zeitgenossen »einfach nur ihr Ende abwarten und bis dahin, der Pflicht zum Überleben gehorchend, die Zeit totschlagen – in der Ehe, allein vorm Bierglas oder in der Selbsterfahrungsgruppe«, mit dem Effekt, daß sich »die übliche Frage des

Überlebensroutiniers, warum denn nur Menschen sich umbringen, unversehens in die Gegenfrage (verkehrt), warum um alles in der Welt Menschen weiterleben.«

Im Widerstand gegen einen Zustand permanenter Bedrohung durch Realitätsverlust hat Schultz-Gerstein seine Artikel formuliert, und wie keinem anderen ist ihm das Kunststück geglückt, die bundesrepublikanische Öffentlichkeit, die ein tödliche Langeweile verbreitendes Panoptikum ist, schreibend als eine quirlige Menagerie von zwar garstigen, aber doch wenigstens nicht durchgängig nur ausgestopften Tieren erscheinen zu lassen. Der Einsatz war hoch: Der Botho Strauß-Artikel aus dem Jahr 1982 war als Kriegserklärung gemeint, und Schultz-Gerstein, damals beim »Spiegel«, hat darin, wie er einmal erzählte, seinen Ressort-Chef porträtiert, dem die Ähnlichkeiten kaum verborgen blieben. Wenn jetzt eine den Möglichkeiten des Verlags entsprechende und daher zu kleine Sammlung seiner Artikel erscheint, obgleich Schultz-Gerstein zu Lebzeiten an einer Buchveröffentlichung seiner Texte dezidiertes Desinteresse zeigte, so liegt dies einmal daran, daß es das Schicksal toter Schreiber ist, daß ihre Produkte einem Herausgeber in die Hände fallen. Zum anderen möchte man sich bisweilen zumindest lesend in die nun endgültig vergangene gute alte Zeit zurückversetzen, in der selbst Mumien Funken sprühen, weil ein Schultz-Gerstein sich an ihnen rieb.

Dieser Artikel erscheint als Vorwort zu dem Band: Christian Schultz-Gerstein: Rasende Mitläufer, Essays und Polemiken, hrsg. von Klaus Bittermann, Edition Tiamat, 196 Seiten, DM 25.80

Konkret 09/87, S. 72

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

KZ-TERROR GEGEN DACHAU

Wenn es eine klinische Variante des im Wortsinn Unheil-baren Nazivergangenheitsverdrängungswahnsinns gibt, dann verkörpert sie sich im Dachauer Stadt-Regime. Was sich da diese im Räderwerk der CSU-Maschine nistenden Kommunalzecken, deren ganzes Sinnen und Trachten auf die Ausgabe von Umgehungsstraßen, Anbaugenehmigungen, Abwässerbeseitigung und Kameradschaftspflege mit den Klagenfurter Schützen gerichtet ist, leisten, ist mit Begriffen wie neorechts, postgrotesk, unglaublich, skandalös oder närrisch nicht zu treffen. Es vergeht keine, aber wirklich keine einzige kleine oder größere Gelegenheit, wo die Herren nicht wie am Spieß, als ob sie durch ein Fähnlein SS Gasse laufen würden, schreien, daß Dachau nicht nur aus dem Konzentrationslager von einst und der KZ-Gedenkstätte von jetzt, sondern auch aus einem »besichtigbaren« Schlößchen, der Malerkolonie ausgangs des 19. Jahrhunderts, dem »Ludwig Thoma Stüberl« und überhaupt aus 11 Häusern mit 12 Dächern bestehe. Sie könnten, so jammern sie, es nicht mehr aushalten und ausleiden, daß die Dachauer Bürger in der Fremde bei Identifikation des Kfz-Nummernschildes DAH geschnitten, als KZler beschimpft, bespieen und malträtiert würden. Das Schicksal dieser Ärmsten, so sagte es unlängst einer der begabtesten dieser Dumpfzyniker, sei mit dem der Zigeuner im III. Reich zu vergleichen. Beiden Volksgruppen, den durch die europäischen Urlaubsgebiete gondelnden Dachauern und den von den Nazis umgebrachten Sinti und Roma eigne das Stigma des vom andern ihnen aufgehängten »schlechten Rufs«. Ein anderer, ganz Stammtischhistorikus er, meinte unlängst anläßlich einer Erinnerungsveranstaltung zum 9. November 1938, die Reichskristallnacht habe sich in Großstädten wie dem benachbarten München abgespielt, dort solle man gefälligst dieses Datums gedenken, nicht aber auf dem Gelände der Gedenkstätte; im KZ wie in der Stadt Dachau habe es keine sogenannte Reichskristallnacht gegeben, ein derartiges Memorial sei mithin »artfremd«. Dieser Tage nun glaubte der Dachauer Oberbürgermeister Reitmeier den Staatsratsvorsitzenden der DDR, auf dessen Programm auch der Besuch der KZ-Gedenkstätte steht, einen Brief schreiben zu sollen. Darin schlägt der joviale Kleinstadtschulze dem Mann, der unter den Nazis zwölf Jahre im Zuchthaus verbrachte, allen Ernstes rotzfrech vor, auch die »nur fünf Kilometerentfernte Stadt Dachau zu besuchen«. Honecker möge bedenken: »In der großen weiten Welt wird unter Dachau immer nur das ehemalige Konzentrationslager verstanden, nicht aber der uralte bayerische Ort mit seiner 1200jährigen Geschichte. Die Dachauer leiden unter dieser Mißachtung des anderen Dachau, das um die Jahrhundertwende als größter deutscher Künstlerort außerhalb der Großstädte weltberühmt gewesen ist. Insofern ist Dachau mit Weimar zu vergleichen. Der Unterschied ist nur, daß das Konzentrationslager Buchenwald seinerzeit nicht den Namen der Stadt Weimar erhalten hat.« Da der Reitmeier sich nicht sicher ist, ob der Vulgärmarxist Honecker seine populistische Dialektik kapiert, bittet er in einem Brief an Strauß, daß der große bayerische Folterdefitionist Honecker (Milliardenkredit, hoho, Milliardenkredit!) Dampf mache. Er wirke, bittschön, auf den Staatsratsvorsitzenden ein, daß er möglichst auch die Stadt und das Rathaus besuche: »Mit einer solchen Geste würde ein kleiner Beitrag zur Wiedergutmachung am Namen unserer Stadt geleistet, die gänzlich ungewollt seit über vierzig Jahren mit ihrem Namen für die Untaten des Nationalsozialismus mehr zu leiden hat als jede andere deutsche Stadt. « Denn weißgott, was ist der gerade mal ein Dutzend Jahre dauernde SS-Terror mit den paar zehntausend Umgebrachten und zu Krüppeln Geprügelten gegen das einundvierzig Jahre währende Martyrium der unter der KZ-Gedenkstätte derart leidenden Dachauer, daß jeder menschenrechtsgutwillige Deutsche sich nicht klopfenden Herzens fragen muß, ob man die Gedenkstätte nicht endlich entweder schleifen, oder umbenennen oder wenn schon, dann mit Wirtshäusern mit Kegelbahnen, Imbißbuden und Devotionalien- und Volkskunstshops aufgepeppt ins 1200 Jahre alte Dachauer Stadtleben integrieren sollte. Sei denn, Honecker, der für alle jene Antifaschisten steht, deretwegen die Nazis gezwungen waren, Konzentrationslager aufzuziehen, latscht mit dem Dachauer Stadtratsvorsitzenden durchs Dachauer Rathaus und leistet, prost prost Kamerad, mit dieser diplomatischen Geste seinen kleinen Beitrag zur Wiedergutmachung an den von den KZ-Opfern gemordeten Ruf der Stadt Dachau. Wie gesagt, wenn es eine klinische Variante...

DER TERROR KOTZT, ABER ER SINGT

Ewig, also bis weit über meinen Tod hinaus, wird mir »unverständlich«, also mit keinem Sinn faßlich sein, daß der Opernsänger Peter Hofmann, allerdings verwickelt in einen ihn allerdings ein ganz ganz klein bißchen entschuldigenden Knebel der Firma Wagner, Waber und Co. sein Ding in »Tristan und Isolde« nicht schmeißt, also seine Kunststimme nicht auf Volksliedfrequenz beziehungsweise Umgangston herunterfährt (Tempo fünf) sondern statt dessen, angeschlagen, ja schwer kränkelnd, Note für Note, wie das Gesetz es befiehlt, seine Knechtspartitur runtersingt, also den Vertrag erfüllt, das Pensum bringt, der Konvention gehorcht, sich keine Blöße gibt, das Durch hält - und was des süßen blöden Rattenschwanzes Zauber mehr ist. Der Mann hält das Niveau und, man hörts, doch auch wieder nicht. So kommts, daß er sich in die Buhbuhbuhs der Rüstungsindustriellengattinnen und der Betonkönige und der Devisenhändler und des

grausamsten Gesindels, nämlich der Inszenierungsunterschiedsherausfinder (»die instrumental geführte, jugendliche Stimme würde in ihrer schlackenfreien Transparenz ... «) hinein nicht verbeugen kann, weil er in seiner Garderobe furchtbar brechen muß. Und was wäre es doch für ein großer, Herostratos' Tat vergessend machender Akt gewesen: Erst ins Parkett zu speien und dann mit einfachsten stimmlichen Mitteln...

S GÄRTLEIN BLÜHT UND TREIBET FRUCHT

Mutter, sie lebt ja nicht mehr, schnitt ja immer, wenn das Gärtlein seine Kindlein ausgetrieben, mit einer rostigen Haushaltsschere jeden Halm auf Zündholzlänge zurück, auch rupfte viel sie aus. Nun, sitze ich an der Schreibmaschine am von meinem leider nicht mehr lebenden Vater mit Plaste bezognen Gartentisch und, schaut mit mir, liebe Leser: Alles steht ins Kraut geschossen: Der Bilsenschäumerisch und die Gluckenblume, die zahme Kamille und die hochbeinige Brennessel, das Heimchen und der Klatschkümmel, der gemeine Mittelfingerhut und der pinkfarbne Löwenzahnzwitter, und ein produktives Summen und Brummen ist da und ein insektizides den Kelch-mit-dem-Rüssel-Ficken und ich bin auch da und will schließen: Freut euch, wenn ich Euch im Oktober-Tagebuch die Geschichte erzähle - Wie ich einmal dem Hauskater die Maus abjagte...

Konkret 09/87, S. 74

Ingrid Strobl

Blackout grüner Mütter

»Das Müttermanifest« versucht den Feminismus zu liquidieren. Eine Frau soll erst als Mutter zum vollwertigen Menschen werden. Ingrid Strobl schreibt gegen diesen Verrat an

In einem Klima, in dem der Verrat in gewissen Kreisen zum Gesellschaftssport geworden ist, ziemt es sich nicht, das Wort Verrat auszusprechen. Wer es dennoch tut, gilt als fanatisch, stalinistisch, menschenverachtend. Die Verräter dagegen präsentieren sich als Menschen, die es gewagt haben, umzudenken, der Realität endlich ins Auge zu blicken, sich aus den weltfremden Verschwörerzirkeln zu lösen und den Dialog mit der Gesellschaft wiederaufzunehmen.

Aus leichtsinnigen, illusionsbeladenen jungen Menschen wurden vernünftige Erwachsene. Von Verrat kann da keine Rede sein, denn es gibt nichts, was verraten werden könnte: Wer heute noch von »der Arbeiterklasse« spricht, ist nur romantisch und überdies anachronistisch; wer etwas über »die Frauen« sagt, spricht ihnen ihre unendliche Vielfalt ab; wer sich auf den Widerstand beruft, ist entweder utopisch oder ein gemeiner Verbrecher. Auch seine eigene Überzeugung kann niemand mehr verraten, da wir als aufrechte Demokraten gelernt haben, daß es so viele Überzeugungen wie Menschen gibt, und daß dem aufgeklärten modernen Menschen die Freiheit zusteht, seine Überzeugungen seinen jeweiligen Bedürfnissen anzupassen.

Wahre Zivilisation gibt sich an ihrem grenzenlosen Pluralismus zu erkennen. Und so kommt auch kaum jemand auf die Idee, Verrat zu schreien, wenn eine ehemalige Feministin erklärt, die Forderung nach Aufhebung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung sei *ungenügend,* es gehe realistischerweise *letztlich* darum, ein neues *Emanzipationsbild zu* entwickeln, das *die Inhalte traditioneller Frauenarbeit* entsprechend *wertmäßig anerkennt.*

Diese Forderung ist eine der Kernaussagen des »Müttermanifest: Leben mit Kindern – Mütter werden laut«, das uns in diesem Frühling von einer Gruppe grüner und Frauenbewegungs-Frauen präsentiert wurde und seither die Gemüter bewegt.

Es kam nicht völlig unvermittelt, denn in diesem Klima des »Umdenkens«, des »Erwachsen-werdens«, war es höchste Eisenbahn, daß endlich auch Feministinnen auf den fahrenden Zug aufspringen. Zumal die meisten Verfasserinnen des »Müttermanifests« schon seit längerem in diesem Zug saßen. Monika Jaeckel und Gisela Erler etwa profilieren sich seit Jahren mit Positionen, die Blüms »Sanfte Macht der Familie« rechts überholen.

Was ihnen bislang fehlte, war ein Vehikel, um ihren Verrat auf die Ebene klassischer Politik zu transportieren. Nun haben sie es, dank der Grünen, und prompt erreichen sie eine öffentliche Aufmerksamkeit, von der sie bisher kaum zu träumen wagten. Die bürgerlichen, männerdominierten Medien präsentieren die Sache wohlwollend bis hämisch als »neuen Streit bei den Grünen«. Nun zoffen sich nicht mehr nur Fundis und Realos, sondern auch noch Mütter und Nichtmütter.

Diese Sicht der Dinge geht am Sachverhalt vorbei. Denn die Einrichtung einer »Arbeitsgruppe Mütter« bei den Grünen, die ihnen freundlicherweise ihre Podien zur Verfügung stellen, ist für diese neuen Berufsmütter nur ein taktisches Manöver. Im Rahmen einer umfassenden Strategie. Das »Müttermanifest« richtet sich nicht nur an Mitglieder und (potentielle) Wähler/innen der Grünen, es erhebt den Anspruch, zu allen Müttern und für alle Mütter zu sprechen. Und die Manifest-Mütter behaupten, fast alle Frauen seien Mütter (mit Ausnahme der *Karrierefrauen* in ihrem Aquarium), erheben sich die Damen zu (Für-)Sprecherinnen der angeblichen Frauenmehrheit im Land.

Genauso werden sie auch von der Zielgruppe, um die es ihnen – vorläufig – in erster Linie geht, verstanden. In der linken/alternativen/Frauen-Szene wird das Manifest nicht als interne Angelegenheit der Grünen diskutiert, sondern als das, was es tatsächlich ist: als Forderung nach einer »neuen Frauenbewegung«, als umfassende und gründliche Revision feministischer Inhalte, mehr noch: als versuchte Liquidierung des feministischen Kampfes.

»Ein notwendiges Fanal« trompetete der »Pflasterstrand«, die »taz« läßt kaum eine Woche vergehen, in der sie uns nicht über die neuesten »Erkenntnisse« ihrer Redakteurinnen in Sachen Mütter informiert. Ganz im Geiste des zeitgemäßen »Umdenkens« grübelt da Maria Neef-Uthoff: »Ist der Feminismus in Gefahr, oder darf frau mal was Neues denken, ohne in den Verdacht des Verrats zu kommen oder ist das alles verboten? Ich fürchte, es ist verboten.«

Fragt sich nur, wer hier etwas verbietet. Was uns geboten wird, ist die verkehrte Welt: Wir leben nicht mehr in einer Gesellschaft, in der Männer die Macht haben, und ein Interesse daran, die Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern aufrechtzuerhalten. Eine Gesellschaft, in der den Frauen immer noch suggeriert wird, ein Kind gehöre einfach dazu, eine Frau mit Kind sei unnatürlich und unglücklich. Eine Gesellschaft, die gleichzeitig alles tut, um den Frauen, die ihre »Bestimmung« erfüllt haben, das Leben schwer zu machen, da sie nun einmal darauf angewiesen ist, daß die eine Hälfte der Menschheit für die andere und für das Kapital gratis, möglichst reibungslos und ohne große Fluchtmöglichkeiten die nötige Reproduktionsarbeit verrichtet.

Nein, es ist alles ganz anders: Wir leben in einer Gesellschaft, in der dogmatische und vermännlichte Feministinnen die Macht ergriffen haben, den Frauen verbieten, Kinder zu kriegen, und denen, die dies dennoch wagen, brutal das Wort abzuschneiden, wenn sie mal schüchtern den Mund aufmachen.

Die »taz«-Frauenredakteurin hat genau begriffen, worin der Kern der Demagogie des »Manifestes« liegt: In der totalen Verdrehung der Realität und in der Behauptung, diese neue Weltsicht sei die realistische, im Gegensatz zu den Illusionen, die uns die Feminstinnen einreden. Dorothee Paß-Weingartz, eine der Manifest-Mütter in einem »taz«-Interview: »Es ist eine Frauenpolitik, die anfängt, sich an den Realitäten der Frauen hier in dieser Gesellschaft zu orientieren und nicht nur nach den einmal festgesetzten Zielen oder Utopien.«

Die Mehrheit der alleinerziehenden Mütter in dieser Gesellschaft lebt am Rande des Existenzminimums; nach Auskunft des Müttergenesungswerkes (nicht unbedingt eine radikal-feministische Einrichtung) stehen jährlich in der BRD eine Million Mütter vor dem psychischen und physischen Zusammenbruch; die Häuser für geschlagene Frauen sind überbelegt; Frauen, die wegen der Geburt eines Kindes »pausiert« haben, haben kaum noch eine Chance, in den Beruf zurückzukehren – wenn sie überhaupt noch bezahlte Arbeit finden, dann in ungesicherten und unterbezahlten Jobs. Ist das die Realität der meisten Frauen in dieser Gesellschaft (von den »restlichen« 90 Prozent der weiblichen Weltbevölkerung, die nicht in den Metropolen der »ersten Welt« lebt, mal abgesehen)? Die Verfasserinnen und Befürworterinnen des »Müttermanifestes« haben auf diese Frage zwei Antworten parat:

Antwort 1: Nein. Die Realität sieht so aus: Frauen in der BRD sind *hauptsächlich Mütter und gerne Mütter,* das Leben mit Kindern ist eine *bunte und lebensfrohe Welt,* die *noch etwas mit Natur, spontanen Lebensrhythmen, langfristiger Verantwortung zu* tun hat; logisch, daß sich *Familienarbeit (...) nicht dequalifizierend auf Frauen aus(wirkt).* Nicht die Frauen, die sich für die schöne alte Welt der *Hauswirtschaft* »entschieden« haben, sondern nur die Frauen, die sich der *Kälte und Entfremdung* der Lohnarbeit aussetzen, sind *vom Kapital verwertbar.*

Antwort 2: Ja. Die Realität ist hart und macht es den Müttern schwer. Die Gesellschaft ist mütter- und kinderfeindlich, sie wirkt zerstörerisch auf Mensch und Natur. Aber – und das ist der springende Punkt – es ist sinnlos, diese Gesellschaft bekämpfen, verändern zu wollen. Frau sollte sich besser an den Realitäten dieser Gesellschaft »orientieren«, und das heißt nichts anders, als sie anerkennen. Wenn schon keine Arbeitsplätze »zur Verfügung stehen«, wenn die Männer sich so stur gegen die Aufhebung der Rollenverteilung wehren, wenn die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung eine so scheinbar unerschütterliche Grundlage dieser Gesellschaft ist, dann hat es keinen Sinn, sich länger im Kampf dagegen aufzureiben. Stattdessen sollten wir zusehen, wie wir uns künftig unter den gegebenen Bedingungen wohlfühlen können.

Darin besteht der Verrat der Manifest-Mütter und -Tanten: Sie laufen zum Feind über und bieten ihm die Kapitulation unter Friedensbedingungen an, die ihn nicht viel kosten und dabei seinen Interessen optimal entgegenkommen .

Das Kapital »muß«, um seine Profite zu steigern, massenhaft Arbeitsplätze beseitigen und immer noch mehr Menschen – vornehmlich Frauen – noch schlechter bezahlen und nicht einmal mehr vertraglich minimal gesichert ausbeuten. Das Kapital braucht die Mehrzahl der Frauen nicht länger auf dem Arbeitsmarkt, dafür aber Familien, die wieder funktionieren und die durch die Verhältnisse erzeugten Aggressionen und Frustrationen unauffällig auffangen – nämlich privat, und das heißt, auf dem Rücken der Frauen. Der Staat ist »gezwungen«, die Sozialleistungen immer weiter zu kürzen und Dauerarbeitslose, Sozialhilfeempfänger(innen), chronisch Kranke und Rentner/innen ins Out zu kippen. Diese Politik sollte möglichst reibungslos durchgesetzt werden, ohne daß sich allzugroßer Widerstand rührt.

Dafür wollen die Manifest-Mütter Sorge tragen: Zu ihrem *neuen Emanzipationsbild* gehört die Forderung nach *Platz (...) die verschiedene Lebensentwürfe von Müttern für Beruf und/oder Hausarbeit(frau* beachte das »und/oder«). Es geht ihnen *schließlich um eine lebenswerte und liebenswerte Mischung aus Hauswirtschaft, Nachbarschaft, aus qualifizierten Berufen, aus eigenem Geldverdienen und der Möglichkeit, anderen zu helfen.* Und da um Gotteswillen bitte nicht *jeder Liebesdienst, alle Versorgung dem Markt ausgeliefert* werden sollen, wird es höchste Zeit, daß sich die Frauen wieder auf die *Inhalte traditioneller Frauenarbeit* besinnen, *d h. die Versorgung von Personen, Wahrnehmung sozialer Bezüge.*

Die einzelnen, »privaten« Männer, die zwar keine Direktionssekretärin, dafür aber eine private Dienerin zu Hause haben, wollen dieses kleine aber unschätzbare Privileg verständlicherweise nicht verlieren. Da sich nicht jeder von ihnen eine Sklavin von den Philippinen einfliegen lassen kann, haben sie ein massives Interesse daran, daß die bundesdeutschen Frauen wieder spuren und ihnen nicht länger damit in den Ohren liegen, sie sollten sich am Haushalt beteiligen und ihre Vaterpflichten übernehmen.

Auch diese Probleme wollen die Manifest-Mütter in Zukunft lösen. Sie haben erkannt, daß die lieben Männer *Grenzen (setzen), über die wir nicht hinwegkommen, und dennoch möchten wir die Liebesbeziehung leben.* Eine Frau kann nämlich ohne Liebe, sprich ohne Mann, nicht leben. Sie ist auch nicht dazu geschaffen, irgendwelche Grenzen zu überschreiten, einzig ihre Bereitschaft zur Unterwerfung – Verzeihung: Liebe – ist grenzenlos.

Da es sich angeblich als hoffnungslos erwiesen hat, den Vätern auch mal die Kinder in die Hand zu drücken, fordern die Manifest-Mütter eine Gesellschaft, die den Frauen *die Kinder an der Hand läßt.* Um dieses verlockende Ziel zu erreichen,

sollen die Frauen schon mal die ganze Gesellschaft in eine *öffentliche Wohnstube verwandeln.* Da Frauen, ja selbst Mütter, wenn sie einmal Zeit für sich haben, nur auf schlechte Gedanken kommen und womöglich den unrealistischen feministischen Utopien anheimfallen, ist es besser, sie haben die lieben Kleinen ständig dabei: an der Arbeitsstelle (sofern sie noch eine haben), auf der Parteisitzung, der politischen Versammlung, und im Mütterzentrum sowieso.

Damit sich aber die nunmehr endgültig entlasteten Männer nicht womöglich ausgeschlossen fühlen, bieten ihnen die Manifest-Mütter an: Solltet ihr zufällig *Lust und Laune entwickeln,* an dieser *bunten und lebensfrohen Welt teilzuhaben,* seid ihr *herzlich willkommen.*

Die einzelnen Väter kostet dieses Kapitulationsangebot gar nichts. Die Kosten für Vater Staat sind verkraftbar und überlegenswert:

Gefordert wird die Einrichtung von *Mütterzentren,* in denen *Mütter sich gegenseitig in der Vielfalt ihrer Lebensstile und Erfahrungen wahrnehmen, sich in ihren Fähigkeiten unterstützen können.* Sie könnten sich da zum Beispiel, wie Manifest-Mitautorin Monika Jaeckel schon vor Jahren (in ihrem Buch »Wer, wenn nicht wir«) vorschlug, gegenseitig die Haare schneiden, Kochrezepte und Kleider tauschen und sich die letzten Neuigkeiten aus der Nachbarschaft erzählen. Den Frauen, die in diesen Zentren arbeiten, sollte ein kleines Entgelt gezahlt werden, etwa fünf Mark die Stunde, wie es in der »Braunschweiger Mütterzentrums-Initiative« bereits erfolgreich praktiziert wird.

Die Leistungen der Mütter sollten wenigstens aufs Alter hin, in der Rente finanziell ein wenig berücksichtigt werden. Zu überlegen wäre auch ein *Grundlohn* für Mütter, denn ein bißchen Taschengeld schmiert die Leistungsbereitschaft und fördert die Abhängigkeit vom Staat und vom »eigenen« Mann, der den nötigen »Rest« zum Leben drauflegt. Und, vor allem, müssen die Mütter endlich wieder *wertmäßig, sozial und politisch* anerkannt werden!

Das müßte doch zu machen sein?

Und um die Überbringerinnen der stellvertretenden Kapitulation zu noch mehr Effizienz anzuspornen, könnte man sie doch mit einer kleinen, hübschen Planstelle belohnen? Die wollen ja schließlich nicht im Mütterzentrum enden!

So steht also der »neuen«, lebensfrohen Gesellschaft mit dem Kind an der Hand nichts im Wege? Vermutlich doch. Denn bislang wird das »neue Emanzipationsbild« nur in »alternativen« und »Intellektuellen«Kreisen rückhaltlos bewundert. Es ist ein Angebot für ein paar relativ privilegierte Mittelschichtsfrauen, die nicht bereit sind, weiter zu kämpfen, und es vorziehen, sich wieder hinter die Grenzen von Heim und Herd, in den goldenen Käfig zurückzuziehen. Es ist aber höchst zweifelhaft, ob die Mehrheit der Frauen, auf die nicht der goldene Käfig, sondern der Nasenring der entlaufenen Sklavin wartet, den Manifest-Müttern auf ihrem Weg des Verrats folgen will.

Und es gibt zudem immer noch ein paar Feministinnen, die ganz und gar nicht bereit sind, die »Realitäten der Gesellschaft« hinzunehmen. Die immer noch entschlossen sind, für eine Welt zu kämpfen, in der es weder Ausbeuter noch Sklavinnen gibt. Die sich selbst in diesen Zeiten nicht scheuen, Verrat Verrat zu nennen. Und die den Verrat nicht nur verachten, sondern auch bekämpfen.

(Alle Zitate aus dem »Müttermanifest« sind kursiv gesetzt)

Konkret 09/87, S. 77

Michael Kunitzsch

Es geht auch anders, doch so geht es auch

Über den Dichter als Sozialpartner

Urwälder werden kahl geschlagen, damit aus der Menschheit Geist Papier werde. Und dann das: »Wir sind entsetzt über den beispiellosen Vorgang, daß die Gesellschafter des Hermann Luchterhand Verlags uns als Autoren zu entmündigen versuchen, um ihre Verkaufsrechte durchzusetzen. Wir werden gemeinsam nach Möglichkeiten suchen, Zusammenhang und Kontinuität eines Verlagsprogramms zu erhalten, das wie kein anderes auch für die Literatur beider deutscher Staaten steht. Wir fordern alle Rechte an unseren Büchern auf Grundlage unserer Beiratsstatuten zurück.«

Unsere Dichter: Sie geben ihrem Entsetzen so unmißverständlich Ausdruck, wie sie an ihrer Unentschlossenheit keinen Zweifel lassen. Der Ärger gibt ihnen den Mut, ihre Verzagtheit knallhart auf den Tisch zu packen. Und wenn man sie reizt, strecken sie alle in Betracht kommenden Zungen heraus.

Soeben haben sie erfahren, daß die Statuten, mit denen der Autorenbeirat sein Veto gegen den Verkauf ihres (?) Verlages an den holländischen Kluwer-Konzern einlegen wollte, nur eine »schöne oder unschöne Fiktion« (NZZ) waren. Und das seit Anfang 1984. Drei Jahre haben die Verleger ein Gremium regelmäßig zusammenkommen lassen, dem sie längst die Existenzgrundlage entzogen hatten; sie hatten schlicht und unbemerkt die Gesellschafterverträge geändert.

Günter Grass, Erfinder des Mitbestimmungsmodells, mit dem einst der »Rest Leibeigenschaft« im Verhältnis zwischen Autor und Verleger beseitigt werden sollte, tobte: »Ich schäme mich, solange einem Verlag angehört zu haben, dessen Besitzer derart zynisch und nichtswürdig mit ihren literarischen Autoren umgehen.« Und er drohte: »Sollte der Hermann Luchterhand Verlag als Ganzes in den Besitz des holländischen Konzerns übergehen, kann ich nicht mehr Autor des so rücksichtslos verscherbelten Verlags bleiben.«

Das hätte ein Versprechen sein können, war aber als Warnung gedacht: »Zynisch, nichtswürdig, rücksichtslos« – viel fehlte nicht, und Grass hätte die Sache auf den Begriff »Godesberg« gebracht: Kapitalismus schon, aber mit menschlichem Antlitz.

Ebenfalls um genauesten Ausdruck bemüht waren die Autorenvertretungen. Der VS, das Minus an Einfluß durch Keßheit ausgleichend: »Ein Stück Ausverkauf der deutschen Literatur« – ans Käseland Holland. Ganz im Jargon einer Ordnungsmacht auch der PEN, der den »Eingriff« eine »kaltblütige Tilgung einer im deutschen und internationalen Verlagswesens einzigartigen Einrichtung« nannte.

Wer einen Verlag kauft – so ist die Lage, sie muß so nicht bleiben – kauft auch die Autoren. Das aber gilt nicht erst seit vorletztem Dienstag. Und noch lange nicht muß man sich deshalb jeden Mittwoch Drohbriefe von geknebelten und geknechteten Schriftstellern gefallen lassen nach dem Motto: Verdammt sei das Elend! Rettet die Literatur! Auch wollen wir die Litanei vom »Ende der Lesekultur« und vom »Siechtum durch Unterhaltung« oder ähnlich dumpfe Einhelligkeiten auf gar keinen Fall mehr hören. Dem Hungerkünstler, der an Kartoffelschalen nagt (die übrigens, wie Benn sagt, ein schlechteres Material für gute Geschichten sind als Majestäten), werden wir für seine persönlichen Opfer die menschliche Anerkennung nicht versagen, aber für seine politischen Taten und erst recht für seine dichterischen Unterlassungen wird es kein Pardon geben. Die Kunstkünstler dürfen – das kann man wohl verlangen – boshafter, verlogener, verdrehter und ignoranter sein als alle Staatskünstler, nur sollen sie sich nicht wie diese auf unsere Vergeßlichkeit verlassen.

Dies vorausgesetzt darf sogar ein Freimut Duve, trotz aller Geschmeidigkeit, den Fragebogen des FAZ-Magazins (»Wer oder was hätten Sie sein mögen?«) ausfüllen (Ich denk mir mal: John Lennon). Nur eines darf er niemals wieder: den Luchterhand-Verkauf ein »Bubenstück« heißen – »einmalig und beispiellos«. Sonst werden wir ihn nämlich an das Bubenstück erinnern, das jener Rowohlt-Verlag, für den Duve noch heute Dienst tut, aber auch einige der Mitarbeiter anzettelten. Vor gerade zweieinhalb Jahren nämlich installierte dort die Firma Holtzbrinck, nach Bertelsmann größte deutsche Buchfabrik, an den Lektoren und deren Wunschkandidaten Duve vorbei, einen neuen Geschäftsführer. Duve ließ sich in die Zentrale bitten und wurde geleimt. Rund 150 Resolutionäre, von Carl Améry bis Günter Grass, von Peter Schneider bis Dorothee Sölle (längst nicht alles Rowohlt-Autoren) sahen deshalb gleich die »Freiheit der Kultur« in Gefahr. Eine Gefahr, mit der sich offenbar leben läßt – so berechenbar kann der Skandal sein – wenn am Ende das Gehalt stimmt. Der Geschäftsführer blieb und mit ihm die Lektoren. Bloß Susanne von Paczensky muß den Aufstand ernster genommen haben, als er gemeint war, sie verließ den Verlag – als einzige.

Inzwischen »verlangt« Duve – so die FR, daß die »verlegerische Unabhängigkeit und Editionssicherheit der Autoren auf festeren Boden gestellt wird« und die deutsch-deutsche Autorengemeinde unter das »Dach der Mitbestimmung« kommt. Was da am Boden liegt, bzw. dorthin gestellt wird (weiß da Himmel, wohin das Dach gehört), wurde im Modell-Deutschland des Kulturschaffenden Schmidt »Sozialpartnerschaft« genannt und von den Montanindustriellen hoch

geschätzt. Den Schriftstellern wird es nicht unbedingt gefallen, demnächst wie jeder beliebige Malocher von der Maxhütte behandelt und verhandelt zu werden.

Auch das war mal anders. Damals, '67 schrumpfte der Dichter zum Literaturproduzenten, später sogar zum Textproduzenten. Als solcher abhängig arbeitend, mochte er nicht länger »Agent der Kapitalverwertung sein«. »Was immer sonst ein Buch sein mag«, – zu dieser Erkenntnis kamen Autoren ausgerechnet in der Festschrift zum 170. Geburtstag von Eduard Reifferscheid, jenem Luchterhand-Verleger, der jetzt seine Geschäftsanteile veräußert – »die Arbeit, die in allen Stufen darin steckt, wird mittels Kapital zum Tauschwert gemacht. Das Buch verwandelt sich über den Weg vom Schreibtisch des Autors zum Regal des Lesers in eine Ware, die den Marktgesetzen unterliegt.« Die Konsequenzen daraus, so folgerten die Autoren, »können nur revolutionäre, die bestehenden Verhältnisse sprengende sein.«

Gesprengt wurden aber nicht die Verhältnisse, gesprengt wurde bloß die Buchmesse (»Bü-cher-messe, Zucht-haus-messe«), der SDS verteilte Anti-Literatur in Form von Flugblättern (»Polizeiknüppel auf unseren Schädeln lassen die Ladenkassen der Linksverleger klingeln«), 107 Schriftsteller beschlossen, in keiner Weise für Axel Springer zu arbeiten (obwohl der sie dazu gar nicht aufgefordert hatte) und Hans Magnus Enzensberger, der subversiven Kraft der Literatur stets auf der Spur, fündig geworden aber erst bei der Übung von Treu und Redlichkeit, mußte einsehen, daß sich »für literarische Kunstwerke eine wesentliche gesellschaftliche Funktion in unserer Lage nicht angeben läßt.« Suhrkamps Lektoren probten den Aufstand und bekamen als erste eine »institutionalisierte Lektoratsversammlung«. Die Übernahme des gesamten Verlags, wie sie der listige Verleger angeboten hatte, lehnten die Autoren ab (»Seit den frühsozialistischen Experimenten ist bekannt, daß sozialistische Inseln im Ozean des Kapitalismus erfolglos bleiben.«) Was sich zumindest für die Autoren-Edition, das Syndikat u.a. als korrekte Prognose erwies.

Die Frage nach der Gewerkschaft haben die Textproduzenten immer wieder mit einem entschiedenen »vielleicht« beantwortet. Das dürfte sich noch rächen. Denn so unentbehrlich wie die Studentenbewegung sich für die Modernisierung des antiquierten bundesdeutschen Wissenschaftsbetriebs erwies, so nützlich erwiesen sich die 68er Autoren bei der Umrüstung des Kulturbetriebs der 50er und 60er Jahre zur Medienindustrie der 70er Jahre.

Wenn jetzt wiederum eine Grundüberholung fällig wird, hier wie dort, könnten die Damen und Herren Autoren ganz schön alt aussehen. Und ob der Kalk, der dann rieselt, noch zur Rettung der Urwälder taugt, werden sie nie, nie mehr erfahren.

Konkret 09/87, S. 78

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Verfluchte Meinungsvielfalt: Warum muß, wer auch nichts zu sagen hat, es partout anders sagen als die anderen? Warum gibt es die »Frankfurter Allgemeine« und die »Welt«, warum den Fromme und den Gillies? Natürlich wegen der Meinungsverschiedenheiten die sie immerfort miteinander austragen müssen. Wenn etwa Geißler der CDU eine neue Taktik empfiehlt, meint Fromme:

Auch kluge Leute wie der Generalsekretär Geißler unterliegen der berufsbedingten Vorstellung, man könne die Wählerströme generalstabsmäßig lenken.

Gillies meint anders:

Wichtiger als schlaumeierische Wählerstromanalysen sind einige ganz altmodische Methoden... Der Wähler geht nach der Kompetenzvermutung

Das ist Frommes Meinung nicht:

Es geht um den Wunsch der Bevölkerung, die Politik in kompetente Hände legen zu können. Es geht um Vertrauen.

Gar nicht meine Meinung, meint Gillies, im Gegenteil:

Der Wähler möchte vertrauen.

Nun aber meint Fromme:

Parteipolitiker haben ein mechanistisches Bild vom Verhalten der Wähler.

Doch wieder nimmt sich Gillies die Freiheit des Andersmeinenden:

Dieses Strickmuster stimmt aller Erfahrung nach nicht, es ist zu mechanistisch

Geißler, meint Gillies, meine wohl,

das übrige Fußvolk wählt uns ohnehin.

Da bleibt dem Fromme gar nichts anderes übrig, als beider Meinung seine Meinung entgegenzumeinen:

Die etwas zynische Antwort ist, diese Leute hätten ja doch keine andere Wahl.

Und so schleppt sich der Kampf der Meinungsführer fort, von Wort zu Wort, von Satz zu Satz, von Tag zu Tag, bis keiner mehr weiß, wo oben und unten, rechts und hinten ist.

Es geschah aber zu der Zeit, da Kohl Bundeskanzler der Bundesrepublik war, daß ein Aufruf der Jungen Union erging, der Kanzler möge ein klares Wort sprechen, und der »FAZ«-Herausgeber Fritz Ullrich Fack das Gebot erließ:

Dieses Durcheinander erfordert eine ordnende Hand und ein Wort des Kanzlers.

Da machte sich auch auf Kuno Kruse von der »TAZ«, aus der Stadt Diepgens, und er war schwanger:

Der Kanzler rührt sich nicht. Gegenüber der FDP blamiert sich Kohl endgültig als entscheidungsschwacher Minderheitenkanzler. Die Profillosigkeit des Kanzlers (wird) überdeutlich.

So waren sie sich denn einig, wen sie brauchten: einen aktiven, profilierten, ordnenden, entscheidungsstarken Mehrheitskanzler Kohl. Wenn sie sich jetzt zu einer Interessengemeinschaft zusammenschlössen, die Junge Union, Fritz Ullrich und Kruse, wüßte ich einen schönen Vereinsnamen: Kuno-Fack-JU.

Wenn ich »FAZ«-Redakteur wäre und Günther Nonnenmacher hieße, würde ich mir einerseits Namenswitze aller Art verbitten, andererseits jedoch darauf achten, daß ich keine provoziere. Er aber, der so heißt, muß auf Teufel komm raus die Konkurrenz madig machen:

Im Kampf gegen die □ Satane□ dieser Welt ist den islamischen Revolutionären jedes Mittel recht; in fanatischer Glaubensgewißheit nehmen sie für die Erreichung ihrer politischen Ziele auch Opfer von Menschenleben in Kauf.

Hat man Töne! Sowas ist in der zweitausendjährigen Geschichte unserer Nonnenmacher unerhört. Und in der tausendjährigen, die unsere Frankfurter Zeitung überlebt hat, erst recht.

Glaubenskrieg auch in Hamburg. Die »Morgenpost« warnt:

Es wäre fatal, Öl ins Feuer Chomeinis.

In der »Zeit« dreht Ritter Theo den Spieß um:

Ein Mann gießt Feuer ins Öl.

Weil aber die Rauchwolken und der Gestank, die dabei entstehen, metaphorisch nichts hergeben, galoppiert Theo davon:

Die Pulverfässer sind gefüllt, und überall stieben die Funken. Die Feuerpatsche der Vereinten Nationen hat bisher nichts bewirkt...Wo soviel Sprengstoff angehäuft ist, lohnt jede Anstrengung, eine glimmende Lunte

ans Krisenroulette zu legen usw., damit die sibyllinischen Nebelschwaden Leine ziehen und wir erfahren, was nun zuerst war: das Öl oder das Feuer, das blinde Huhn von der »Morgenpost« oder der Eierkopf des Kolumbus.

Die Wirtschaftsredaktion der »FAZ« weiß, was Neger wünschen:

Ein Mercedes ist der Traum jedes Afrikaners

Deshalb unterstützt die Redaktion den Savimbi und seine Befreiungsbewegung, die UNIMOG.

Günter Zehm heißt stellvertretender Chefredakteur, Leiter des Kulturressorts und Doktor gar, ist also aus mindestens drei Gründen gehindert zu verstehen, was er da wieder falsch gemacht hat:

Aber es gibt weder den geringsten Beweis dafür, daß Drachen heute in der Natur vorkämen, noch dafür, daß sie symbolischer Hüter der Natur seien.

Na? Wer es nicht entdeckt, bekommt ein Zwangsabonnement der »Welt«.

Die Beilagen der »FAZ« und der »ZEIT«, die von den Verlegern erdacht wurden, um an die Knete der Vierfarb-Inserenten heranzukommen, heißen in beiden Fällen »Magazin« und heben sich durch ihre auffällige Zweckbestimmung vorteilhaft von ihren der Grundrechtsverwirklichung nach Artikel 5 geweihten Mutterblättern ab. In beiden findet sich allerhand heiterer Schnickschnack, beide haben sich auch je einen Kolumnisten verpflichtet, der kulinarische Ansprüche zu befriedigen weiß: das »Zeit-Magazin« den Siebeck, das »FAZ-Magazin« den Johannes Gross. Beide sind genießbar, solange sie mit frischem Gemüse und frischen Reiseerlebnissen arbeiten, deutsche Männer vor der großen Welt und deutsche Frauen vor der guten Küche blamieren. Leider neigen beide dazu, außerhalb der Garten- und Spesensaison ins Philosophische auszuweichen, was bei Siebeck wie barbecued Kaviar schmeckt und bei Gross aussieht wie – aber bitte:

Der Kapitalismus hat eine Weltwirtschaft hervorgebracht, die besser funktioniert als jede andere Wirtschaftsform, unendlich kompliziert ist und doch von keiner zentralen Intelligenz von keiner planenden Macht gesteuert wird. Millionen einzelner Entscheidungen von Konsumenten und Produzenten erzeugen absichtslos auf höchst kunstvolle Weise ein sinnvolles Ganzes. Ein negativer Gottesbeweis, so zwingend wie die positiven aus der Philosophiegeschichte. Kein Wunder, daß der Kapitalismus bei den Priestern aller Religionen und Ideologien, Sinnsuchern und Sinndeutern keine gute Presse hat.

Green beret und Koppelschloß zum Talar? Das ist ja wie Elbsegler zum Frack. So geht man nicht unter die Leute! Das nächste Mal bitte wieder positive Gottesbeweise wie den, daß sich Amerikanerinnen die Hände liften lassen und nicht das Gesäß. Julius Harai bleibt doch auch bei seinen Leisten.

Hier dichtet ein Arschloch (Kaliber 68):

Um eine □ sowohl-als-auch□ -Politik auszuhalten, die den strategischen Überlegungen eines Heinrich Geißlers und eines Franz Josef Strauß gerecht werden, müssen sie sowohl im linksliberalen Teich der Mitte fischen als auch im rechten nationalautoritären Tümpel baden. Mit einem solchen Spagat konnten sich die Unionschristen einen Leistenbruch holen. Denn die jüngste Geschichte der SPD zeigt, daß die zentrifugalen Kräfte einer Volkspartei nicht immer ausreichen, um die auseinanderdriftenden Flügel zusammenzuhalten.

Ich wars echt nicht.

Und hier dichtet noch ein Herausgeber:

Es ist denn doch die Frage, ob man die Schwedin Kristina Söderbaum, Frau des □ Jud Süß□ -Regisseurs Veit Harlan, trotz fehlender Sprachkenntnisse und Zähne anmachen darf, wie die tapferste Feministin es gegenüber dem preußischen Staatsrat Gustaf Gründgens niemals gewagt hätte.

Rudolf Augstein ist ein im Zweifelsfalle liberaler Mann, und deshalb bleibt offen, wem die Sprachkenntnisse fehlen: Frau Söderbaum, ihren Kritikern oder Herrn Harlan? Dagegen weiß man jetzt definitiv, wem die Zähne fehlen.